

Axel Hecker

## Das Loch der Zeit Über Franz Kafkas »Ein Landarzt«

*Definitiv entzieht sich das Sein.  
Zeit ist der Name für diesen Entzug [...]*

Jean-François Lyotard:  
Streifzüge. Gesetz, Form, Ereignis.

*Die Zeit, die sich das Dasein läßt,  
hat [...] gleichsam Löcher.*

Martin Heidegger: Sein und Zeit.<sup>1</sup>

Frank Kafkas Erzählung »Ein Landarzt« stellt eine besondere Herausforderung für Literaturwissenschaft und Germanistik dar, da sie – mehr als die meisten anderen Erzählungen aus seiner Hand – durch das Hermetische der Komposition und den surrealen Charakter der Handlung sich üblichen Deutungsmustern weitgehend entzieht. Im Rahmen dieses Jahrbuchs hat Thorsten Valk eine Deutung vorgelegt, die im »Landarzt« einen »Subjektzerfall« dargestellt sieht und diesen als Negation messianischer Dichtertheologie interpretiert.<sup>2</sup> Mit »Subjektzerfall« ist zweifellos eine wesentliche Sinnschicht dieses Textes angesprochen. Anders als Valk intendiert die vorliegende Studie jedoch weniger die Einordnung in einen bestimmten geistesgeschichtlichen Kontext (Säkularisation, Dichtermythos), sondern versucht, den gedanklichen Gehalt dieser Erzählung herauszuarbeiten, also das, was der historischen Verallgemeinerung widersteht und ihre Besonderheit ausmacht – in den Worten von Roland Barthes: ihre »Kraft [...], Fragen an die Welt zu stellen«.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Jean-François Lyotard, Streifzüge. Gesetz, Form Ereignis, hg. von Peter Engelmann, Wien 1989, S. 25; Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1979, S. 409.

<sup>2</sup> Thorsten Valk, »Und heilt er nicht, so tötet ihn!« – Subjektzerfall und Dichtertheologie in Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«, in: HJb 11 (2003), Freiburg im Breisgau, S. 351–373.

<sup>3</sup> Roland Barthes, Literatur oder Geschichte, Frankfurt a.M. 1969. Die vorliegende Studie setzt eine Reihe von Interpretationen fort, die unter dem Titel »An den Rändern des Lesbaren« erschienen sind (Axel Hecker, An den Rändern des Lesbaren. Dekonstruktive Lektüren zu Franz Kafka: »Die Verwandlung«, »In der Strafkolonie« und »Das Urteil«, Wien 1998).

Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«<sup>4</sup> handelt vom Ich. »Ich« ist das häufigste Wort dieses Textes.<sup>5</sup> Dieses »Ich«, in dem erzählendes Ich und erzähltes Ich zusammenfallen – Konvention der Ich-Erzählung –, dominiert in einem mehr als formalen Sinne. Zwar werden äußere Begebenheiten geschildert – eine »dringende Reise« zu einem Kranken, zu der der Landarzt in stürmischer Nacht aufbricht. Aber diese äußeren Begebenheiten und Vorgänge liegen wie eingebettet in den Strom eines Erlebens und Mitgerissen-Werdens, das sie wie bloße Partikel auf der Bildfläche einer vorherrschenden Innenwelt erscheinen läßt.

Dazu paßt der häufig bemerkte *Traumcharakter*, den das Geschehen an vielen Stellen zeigt: das unwahrscheinliche Auftreten eines Pferdeknichts, der die dringend benötigten Pferde aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall zieht; die von dem Zauberwort »Munter!« ausgelöste, nicht zu bremsende, anscheinend keine Zeit benötigende und von einem »zu allen Sinnen gleichmäßig dringenden Sausen« begleitete Fahrt des Arztes zum Patienten; die aus dem Nirgendwo – »auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend« – auftauchenden Dorfältesten, die mit dem Arzt eine an magische Praktiken erinnernde Therapie ins Werk setzen, gegen die er sich nicht wehren kann; schließlich die apokalyptische Schlußvision einer unendlichen Fahrt durch die »Schneewüste« der Wirklichkeit.

Auch wenn man die merkwürdige Geschichte des Landarztes nicht buchstäblich als Traumgebilde liest, sondern als ein mehr oder weniger reales Geschehen, das eine mißglückende Heilung und eine mißglückende Heimfahrt zeigt, bleibt auffällig, in welchem Maße Wirkliches ständig überlagert wird von Reflexionen und Assoziationen, die sich an eine nicht mehr erreichbare Vergangenheit oder an eine traumatisch antizipierte Zukunft richten, statt sich dem Hier und Jetzt der andrängenden Gegenwart zu stellen:

<sup>4</sup> »Ein Landarzt« wird zitiert nach: Franz Kafka, Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher und Briefe (künftig: KKA). Drucke zu Lebzeiten, hg. von Hans-Gerd Koch, Wolf Kittler und Gerhard Neumann, Frankfurt a. M. 1994 (dort: S. 252–261). Auf Seitenangaben wird wegen der Kürze des Textes verzichtet. Kursive Hervorhebungen in Kafka-Zitaten A. H.

<sup>5</sup> Gefolgt von »die«, »und« und »der«: 89 mal »ich«, 60 mal »die«, 55 mal »und«, 53 mal »der«.

[...] Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue ich, wie rette ich sie, wie ziehe ich sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? [...] Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch ich will sterben. Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! [...] man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin ich gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß [...] ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will ich Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! [...]

Der Text des »Landarztes« quillt fast über von solchen Tiraden und Klagereden. Es ist wie wenn »Realität« – ein Junge benötigt medizinischen Beistand – von diesem Landarzt kaum wahrgenommen würde, wie wenn Wirkliches immer nur als Anlaß genommen würde, in irgendein Imaginäres abzugleiten, das mitunter fast pathologisch wirkt.<sup>6</sup>

Wie ist diese Überlagerung der Außenwelt durch eine unmäßig sich ausweitende Innenwelt zu verstehen? Handelt es sich dabei bloß um einen fehlorientierten, irregeleiteten oder sonstwie symptomatischen psychischen Prozeß, den man nach Maßgabe eines bestimmten Wissens aufklären und vielleicht kurieren kann, indem man sich gewissermaßen zum Arzt des Arztes macht, wie dies in vielen vorliegenden Interpretationen geschieht?<sup>7</sup> Im folgenden soll deutlich werden, wie wenig eine

<sup>6</sup> Es gibt eine Interpretation des »Landarztes«, die auf dieser These beruht: es handele sich um bloße Hirngespinnste eines Wahnsinnigen, der das Geschehen weitgehend nur phantasiert (vgl. Maria Mißlbeck, Franz Kafka: Ein Landarzt. Noch ein Deutungsversuch, in: Der Deutschunterricht 10, 1958, S. 36–46). Diese Lektüre reduziert den Text auf ein psychiatrisches Protokoll; bemerkenswert für die extreme Darstellungsart des »Landarztes« ist immerhin, daß der Text so gelesen werden konnte.

<sup>7</sup> Vorherrschende Interpretationsrichtung ist die psychoanalytische: Der Pferdeknecht als Repräsentant der »unteren Triebkräfte«, der die heimlichen sexuellen Wünsche des Landarztes bezüglich seines Dienstmädchens Rosa zum Ausdruck bringe – mit allem theoretischen Gepäck, das solchem Begehren von einer sich fortschrittlich gebärdenden Analyse gern aufgeladen wird: Ödipus, Kastration etc. Deutlichstes Beispiel ist die Arbeit von Hiebel (vgl. Hans Helmut Hiebel, Franz Kafka: Ein Landarzt, München 1984, bes. S. 21–33); weitere Beispiele: Richard H. Lawson, Kafka's »Der Landarzt«, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 49, 1957, S. 265–271; Herman Salinger, More Light on Kafka's »Landarzt«, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 53, 1961, S. 97–104; Keith Leopold, Eric L. Marson, Kafka, Freud, and »Ein

solche rationalisierende Sichtweise geeignet ist, die auffälligen Irrwege des vorliegenden Textes transparent zu machen, da sie an einem Wissen und einer Normalität orientiert wäre, die vielmehr in Frage steht. Es geht

Landarzt«, in: *German Quarterly* 37, 1964, S. 146–160.; Kurt J. Fickert, *Fatal Knowledge: Kafka's »Ein Landarzt«*, in: *Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur* 66, 1974, S. 381–386; Edward Timms, *Kafka's Expanded Metaphors: a Freudian Approach to »Ein Landarzt«*, in: *Paths and Labyrinths. Nine Papers read at the Franz Kafka Symposium held at the Institute of Germanic Studies on 20 and 21 October 1983*, hg. von Joseph Peter Stern und John J. White, London 1985; Josef Vogl, *Ort der Gewalt. Kafkas literarische Ethik*, München 1990, S. 120–131; Detlef Kremer, *Ein Landarzt*, in: *Interpretationen. Franz Kafka. Romane und Erzählungen*, hg. von Michael Müller Stuttgart 1994, S. 197–214; Holger Rudloff, *Franz Kafkas »Arme-Seelen-Sagen«*. Anmerkungen zur Textzusammenstellung *Ein Landarzt*. *Kleine Erzählungen*, in: *WW* 48, 1998, S. 31–53.

Im vorliegenden Zusammenhang interessiert die Vergewaltigung des Dienstmädchens unter dem Aspekt von Gewalt und Ausgeliefert-Sein. Für eine Interpretation dieser Passage als Ausdruck von sexuellen Wünschen und Triebkräften gibt der Text des »Landarztes« wenig Anhaltspunkte.

Den psychoanalytischen Interpretationen stehen andere gegenüber, die erklärtermaßen weltanschaulich: humanistisch, theologisch oder politisch motiviert sind. Paul Konrad Kurz beschreibt die Wunde des Jungen als »Existenzwunde« und das Schicksal des Landarztes als »verhängte Existenz« (vgl. Paul Konrad Kurz, *Verhängte Existenz. Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«*, in: *Stimmen der Zeit* 177, 1966, S. 432–450); Ewald Rösch hebt die Todesproblematik hervor (Ewald Rösch, *Getrübte Erkenntnis. Bemerkungen zu Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«*, in: *Dialog. Festgabe für Josef Kunz*, hg. von Rainer Schönhäuser, Berlin 1973, S. 205–243; weitere Beispiele, mit Varianten in der weltanschaulichen Orientierung: Clemens Heselhaus, *Kafkas Erzählformen*, in: *DVjs* 26, 1952, S. 354–360; Wilhelm Emrich, *Franz Kafka*, Bonn/Frankfurt a. M. 1970, S. 129–137; William M. White, *A Reexamination of Kafka's »The Country Doctor« as Moral Allegory*, in: *Studies in Short Fiction* 3, 1966, S. 345–347; Peter U. Beicken, *Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung*, Frankfurt a. M. 1974, S. 293–302; Gerhard Kurz, *Traum-Schrecken. Kafkas literarische Existenzanalyse*, Stuttgart 1980, S. 120–127; Gregory B. Triffitt, *Kafka's »Landarzt« Collection. Rhetoric and Interpretation*, Frankfurt a. M. u. a. 1985, S. 129–138; Wiebrecht Ries, *Franz Kafka. Eine Einführung*, Zürich/München 1987, S. 66–76; Paul Heller, *Franz Kafka. Wissenschaft und Wissenschaftskritik*, Tübingen 1989, S. 92–102).

Problematisch an solchen Interpretationen ist, daß ihre Aussagen trotz Plausibilität in manchem Detail wie Schablonen wirken, fertige Bedeutungen, die ihrerseits nicht weiter erläuterungsbedürftig scheinen. Etwa wenn von »Existenznot«, »Schuld«, »Erbsünde« und dergleichen die Rede ist: Begriffe, deren Evidenz man glauben kann – oder auch nicht. Mit solchen Bedeutungen fängt aber die Arbeit der Interpretation erst an, die das Nicht-Beliebige: das *Zwingende der Konstruktion* zu erassen hat. Diese Arbeit kann – so die Annahme der vorliegenden Studie – nicht anders als *dekonstruktiv* sein: keine »Bedeutung« als etwas letztes nehmen, ihre Bruchlinien nach außen kehren und deren *unlogische Logik* analysieren (siehe dazu Hecker, *An den Rändern des Lesbaren* [Anm. 3], bes. S. 11f. u. S. 157–161).

Treffende Bemerkungen zum Verhältnis von »Rationalität« und »Irrationalität« enthält

nicht darum, den offenkundigen Abweichungen, die das Ich des Landarztes zeigt, den Weg zurückzuweisen in die Bahnen einer Allgemeinheit, die schließlich alles erklärt und richtig stellt, sondern darum zu zeigen, inwiefern das Ich, das im vorliegenden Text eine so beunruhigend dominante Rolle spielt, selber als eine *ursprüngliche Abweichung* zu betrachten ist: Abweichung, die »von Anfang an« besteht – ohne Möglichkeit der Zurückführung auf einen Ausgangspunkt, wo alle auftretenden Probleme unter dem Dach und Fach einer Totalität zu subsumieren wären.

Die vorliegende Studie besteht aus drei Abschnitten. Der erste Abschnitt »Die Durchlöcherung des Wissens« handelt vom Verhältnis von »Realität« und »Irrealität«; Ziel dieses Abschnitts ist zu zeigen, worin der eindringliche *Traumcharakter* der Erzählung besteht und wie er zustande kommt. Der zweite Abschnitt »Die Explosion des Rahmens« handelt von der auffälligen, auffällig entstellten Erzählstruktur des »Landarztes«; es geht dabei insbesondere um die Bearbeitung der *Zeit*. Der dritte Abschnitt »Die Abweichung des Ich« schließlich behandelt die zugrundeliegende Problematik der vorliegenden Erzählung: die Frage, ob und wie ein Ich zur *Darstellung* gebracht werden kann. Jeder Abschnitt bildet in gewissem Maße eine eigene Interpretation. Aber erst im dritten Abschnitt wird deutlich, wie die in den beiden anderen Abschnitten herausgearbeiteten Motive zusammenhängen. Der Text des »Landarztes« entwickelt eine *Dekonstruktion der Kategorien*, in denen ein »Ich« Gegenstand einer Darstellung: einer Erzählung werden kann.

## Die Durchlöcherung des Wissens

In dem nächtlichen Zwiegespräch gegen Ende der Erzählung erklärt der Landarzt dem Jungen, sein Fehler sei, daß er keinen »Überblick« habe. Er selber sei »schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen«

die Arbeit von Hans P. Guth (Hans P. Guth, *Symbol and Contextual Restraint: Kafka's Country Doctor*, in: *PMLA* 80, 1965, S. 427–431). Eine ausgezeichnete Beschreibung der auffälligen Tempuswechsel des Landarztes liefert Dorrit Cohn (*Dorrit Cohn, Kafka's Eternal Present. Narrative Tense in »Ein Landarzt« and Other First-Person Stories*, *Publications of the Modern Language Association (PMLA)* 83, 1968, S. 144–150).

Über Franz Kafkas »Ein Landarzt« 291

und, so kann man schließen, hat folglich »Überblick«. Dieser Anspruch kehrt auch an anderen Stellen der Erzählung wieder. Als die Dorfältesten sich des Landarztes bemächtigen, ihn entkleiden und zu der Wunde des Jungen legen mit der von einem Schulchor intonierten Behauptung, so würde er heilen, scheint dies den Landarzt selbst kaum weiter zu tangieren:

Dann bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Ich bin durchaus gefaßt und allen überlegen und bleibe es auch, trotzdem es mir nichts hilft [...]

Trotz seiner hilflosen Lage, die er als solche klar registriert (»trotzdem es mir nichts hilft«), bleibt der Landarzt »ruhig«, »durchaus gefaßt und allen überlegen«. Der Landarzt beschreibt seine Einstellung zu den Vorgängen um ihn herum, wie wenn er durch nichts angefochten werden könnte: Was immer geschieht, selbst wenn es sich dabei um lebensbedrohliche Dinge handelt – seine Ruhe, seine Überlegenheit und sein Überblick scheinen sich nicht davon beeinträchtigen zu lassen.<sup>8</sup>

Diese Selbstbeschreibung steht in auffälligem Gegensatz zu dem, was man sonst von ihm erfährt. Nach der ersten Attacke des Pferdeknechts gegen das Dienstmädchen sieht man den Landarzt erst unbeherrscht mit der Peitsche drohen, dann in plötzlicher Demut sich eines anderen besinnen, nämlich die wahrlich viehische Attacke wie einen bloßen Fauxpas behandeln, den man unter außergewöhnlichen Umständen wohl akzeptieren muß. Jedenfalls läßt der Landarzt nichts von der Geradlinigkeit eines Menschen erkennen, der in schwierigen Lagen wohlüberlegt zu reagieren weiß. Ähnlich seine Vergeblichkeitstiraden, die den Krankenbesuch ständig begleiten und ihn mehr mit sich selbst als mit dem Patienten beschäftigt zeigen. Einmal scheint er sich nur mühsam zurückhalten zu können, um auf die Familie des Patienten, der er die Schuld an der Preisgabe seines Dienstmädchens gibt, nicht »loszufahren«, und muß sich die Dinge »mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in [s]einem Kopf irgendwie zurechtlegen«.

<sup>8</sup> In den vorliegenden Interpretationen ist dieses Moment oft registriert worden: als »stoische«, »martyrerhafte« Grundhaltung des Landarztes (siehe z.B. Salinger, *More Light on Kafka's »Landarzt«* [Anm. 7], S. 101).

Die zuletzt zitierte Stelle belegt, in welchem Maße der »Überblick«, den der Landarzt für sich in Anspruch nimmt, durchweg etwas Aufgesetztes hat, etwas »mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise [...] irgendwie [Z]urecht[ge]leg[tes]«: eine *Prätention*, die gegenüber einer ständig andrängenden Wirklichkeit nur mühsam aufrechterhalten werden kann. Im folgenden soll deutlich werden, wie der Anspruch des Landarztes, »Überblick« zu haben, die einzige für die Deutung des Geschehens maßgebliche Instanz zu sein, obwohl dieser Anspruch eine formale Implikation der Ich-Erzählung bildet, durch das tatsächliche Geschehen ständig durchlöchert wird, so daß die Sicht des Landarztes am Ende vollkommen desavouiert erscheint.

Um »Überblick« zu haben, muß man weit oben sein: eine Art *Logenplatz* innehaben, von dem aus Reales wie eine Fläche sich überschauen läßt. Diese Fläche muß in die Breite gehen, zu allen Seiten hin offen sein, so daß der Überblick keine erkennbare Grenze hat. Sofern es sich dabei speziell um den Überblick handelt, den ein Arzt von den Dingen haben kann, sollte dieser »schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen« sein, so daß eine *Totalsicht* dieser Dinge möglich wird.

Eine solche Totalsicht scheint der Landarzt vor Augen zu haben, wenn er anfangs die Gründe für die »Verlegenheit«, in der er sich befindet, folgendermaßen wiedergibt:

Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd.

Diese Beschreibung liefert ein genaues Protokoll der Situation: Ein Arzt muß dringend zu einem Kranken; trotz widriger Umstände (»Schneegestöber«) sind alle Voraussetzungen gegeben; nur »das Pferd fehlte, das Pferd« – die Wiederholung verleiht der Genauigkeit des Protokolls einen emphatischen Grundton, ohne ihr zu widersprechen. Es läßt sich klar benennen, was geschehen muß, damit die »dringende Reise« stattfinden kann. Obendrein scheint der Landarzt den »weiten Raum« zwischen ihm und dem Patienten wie von oben zu betrachten: Nicht »es herrschte starkes Schneegestöber«, sondern »starkes Schneegestöber

füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm« – als ob von einem Blickpunkt gesprochen würde, der den ganzen Raum umfaßt, so daß eine Totalansicht entsteht.

Da das Bemühen des Dienstmädchens, Ersatz für das fehlende Pferd zu besorgen, keinen Erfolg hat, bleibt »keine Möglichkeit«:

[...] es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?

Die Situation erscheint vollkommen *determiniert*: Niemand leiht sein Pferd zu »solcher Fahrt«, das ist »natürlich«, man kann es im voraus wissen (»ich wußte es«), die Wirklichkeit scheint nicht die geringste Lücke aufzuweisen, in der eine »Möglichkeit« zu finden ist. Das Bild gefriert buchstäblich in der Starre des »immer mehr vom Schnee überhäuft[en], immer unbeweglicher werdend[en]« Landarztes.

Doch der Landarzt irrt. Hinter der »brüchige[n] Tür« des jahrelang nicht benutzten Schweinestalls, an die er zufällig in seiner Zerstretheit stößt, verbirgt sich ein *Loch*, das eben die so dringend benötigten Pferde enthält, die man unwahrscheinlich dem »Türloch« entsteigen sieht: »mächtige flankenstarke Tiere«, die sich »nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch« schieben. »Man weiß nicht, was für Dinge man im eigenen Hause vorrätig hat«, sagt das Dienstmädchen dazu. Das Bild einer geschlossenen Wirklichkeit, bei der man genau weiß, was »im eigenen Hause vorrätig« ist, bei der man über alles gedanklich genauestens verfügt, wird plötzlich mit einer *Öffnung* konfrontiert, in der sich etwas zeigt, das man nicht weiß, das im geschlossenen Bild eines vollständigen Wissens nicht »vorrätig« ist. Arzt und Dienstmädchen scheinen dieser Öffnung keine besondere Bedeutung beizumessen, da sie eben die dringend benötigten Pferde hervorbringt, und beide lachen.

Aber das Lachen vergeht, neue Öffnungen entstehen. Unvermutet sieht das Dienstmädchen sich einer viehischen Attacke des Pferdeknechts ausgesetzt: »rot eingedrückt sind zwei Zahnreihen in des Mädchens Wange«. Fortan scheint es keinen Schutz mehr zu geben vor neuen Öffnungen, die in die wohldefinierte Abgeschlossenheit eines Hauses geschlagen werden:



»Nein«, schreit Rosa und läuft im richtigen Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals ins Haus; ich höre die Türkette klirren, die sie vorlegt; ich höre das Schloß einspringen; ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend durch die Zimmer alle Lichter verlöscht, um sich unauffindbar zu machen.

Der Pferdeknecht wird alle Riegel öffnen. Das ist im voraus bekannt, der Text sagt nicht nur, daß das Dienstmädchen ein »Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals« *hat*, sondern auch, daß dieses Vorgefühl »richtig« ist. Auch hier der beschriebene Effekt, daß die Flucht des Dienstmädchens nicht von einer beschränkten Beobachtungsposition gesehen wird – ein realistischer Beobachter würde von draußen kaum mehr als eine huschende Bewegung und das Verlöschen der Lichter wahrnehmen können –, sondern wie von einem Kameraauge, das jederzeit überall sein und alle Details registrieren kann (»ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend [...]«). Aber Gegenstand solchen Überblicks ist nicht mehr die plane Fläche einer determinierten Welt, sondern die unaufhaltsame Vermehrung der Löcher: der diabolische Pferdeknecht wird zuverlässig auch die letzten Hindernisse schleifen.

Beim Patienten angekommen, erklärt der Landarzt ihn nach flüchtiger Untersuchung für gesund:

[...] ich [...] lege [...] den Kopf an die Brust des Jungen, der unter meinem nassen Bart erschauert. Es bestätigt sich, was ich weiß: der Junge ist gesund, ein wenig schlecht durchblutet, von der sorgenden Mutter mit Kaffee durchtränkt, aber gesund und am besten mit einem Stoß aus dem Bett zu treiben. Ich bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen.

Der Landarzt weiß von vornherein, daß der Junge gesund ist (»Es bestätigt sich, was ich weiß [...]«). Das Bild eines totalen, das Reale von vornherein umfassenden Wissens bleibt trotz der durch den Pferdeknecht geschlagenen Löcher anscheinend intakt. Der Körper des Patienten wird wie ein äußeres, dem sezierenden Blick des Arztes vollkommen transparentes Objekt beschrieben (»ein wenig schlecht durchblutet [...] mit Kaffee durchtränkt«). Die Familie des Jungen erscheint wie dummes »Volk«, das die Lehre des wissenden Mediziners infolge dumpfer Vorurteile »nicht glauben« will:

Sie wissen nichts davon, und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht glauben. Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer [...] Als ich aber meine Handtasche schließe und nach

meinem Pelz winke, die Familie beisammensteht, der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter, von mir wahrscheinlich enttäuscht – ja, was erwartet denn das Volk? – tränenvoll in die Lippen beißend [...]

Trotz ihrer unverhohlenen Arroganz scheint die Haltung des Wissenschaftlers, der im Gegensatz zum rührseligen »Volk« eine genaue Kenntnis von den Dingen hat, das Feld vollkommen zu beherrschen.

Aber dann unterliegt die Situation erneut einer traumatischen Wendung. Der mit »Als ich aber meine Handtasche schließe« beginnende Satz fährt fort:

[...] und die Schwester ein schwer blutiges Handtuch schwenkend, bin ich irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben, daß der Junge doch vielleicht krank ist [...] nun finde ich: ja, der Junge ist krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftengegend hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hellwerdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags.

In der planen Fläche der bekannten Wirklichkeit entsteht erneut ein *Loch*, »offen wie ein Bergwerk obertags«. In auffällig geschraubten Worten (»irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben [...] vielleicht krank«) räumt der Mediziner ein, sich eventuell geirrt zu haben. Die zitierte Wendung erinnert an Floskeln verknöchertter Hofdiplomatie, wo der Hinweis auf Tatsachen eine unverzeihliche Unschicklichkeit darstellen kann. Die Überlegenheit des Wissenschaftlers bricht zusammen angesichts der Tatsache, daß das dumme Volk Beweistücke von der Masivität eines »schwer blutige[n] Handtuch[s]« beibringen muß, um den Arzt dazu zu bewegen, den sich darbietenden enormen Sachverhalt zur Kenntnis zu nehmen.

Aber den Landarzt scheint auch das kaum anzufechten. »Armer Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgefunden [...]«, erklärt er anschließend, den wirklichen Verlauf merklich korrigierend. Man hat den Eindruck: Diesen Landarzt wirft nichts aus der Bahn, was sein Vertrauen in sein jeweiliges Bild von den Dingen angeht. Der »Überblick«, den er für sich in Anspruch nimmt, ist jederzeit nichts anderes als eine Präntention, die dem Realen übergestülpt wird.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Dazu treffend Hans P. Guth, *Symbol and Contextual Restraint* [Anm. 7], S. 428: »Each

Diesem Realitätsverlust entspricht eine auffällige Abwesenheit und Selbstversunkenheit. Den »verwirrten Reden« der Familie des Jungen kann der Landarzt nichts entnehmen; nachdem die Schwester ihm einen Stuhl für seine Instrumententasche bereitgestellt hat, hantiert er umständlich mit einer Pinzette, obwohl diese gar nicht benötigt wird, um dabei in ein längeres Selbstgespräch zu verfallen, das von seiner eigenen Situation und seinen Sorgen handelt. Seine Umgebung scheint er nur schattenhaft wahrzunehmen, wie Statisten, die ihm irgend etwas zuflüstern (»[...] ohne Hemd hebt sich der Junge unter dem Federbett, hängt sich an meinen Hals, flüstert mir ins Ohr: ›Doktor, laß mich sterben.‹ Ich sehe mich um; niemand hat es gehört [...]«) oder irgendwelche Pantomimen aufführen:

[...] die Eltern stehen stumm vorgebeugt und erwarten mein Urteil [...] der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter [...] tränenvoll in die Lippen beißend [...] er [der Junge] lächelt mir entgegen, als brächte ich ihm etwa die allerstärkste Suppe [...] Die Familie ist glücklich, sie sieht mich in Tätigkeit; die Schwester sagt's der Mutter, die Mutter dem Vater, der Vater einigen Gästen, die auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend, durch den Mondschein der offenen Tür hereinkommen.

Durch das Pantomimische dieser Beschreibungen wirkt die ganze Szene wie in Unwirklichkeit getaucht, die mit der Ankunft einiger »Gäste«, die im Mondlicht in der Tür erscheinen und »auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancieren [...]«, gänzlich surreal wird. Der Leser fühlt sich geneigt, den Wirklichkeitscharakter der Geschichte nachträglich durchzustreichen und diese wie eine Traumvision zu lesen. Dann bekäme auch die ständige *Durchlöcherung des Wissens*, das der Landarzt von den Dingen zu haben meint, einen neuen Sinn: Es handelte sich dabei vielmehr um einen Alptraum, der einem nach »Wissen« und »Überblick« ringenden Schläfer widerfährt. Das würde auch erklären, weshalb die Beschreibungen des »Landarztes« beständig in überschwengliche, an traumhaftes Erleben erinnernde Totalvisionen verfallen.

Doch so einfach macht es Kafka dem Leser nicht. Nirgends gibt es Indizien, die es erlaubten, das Geschehen eindeutig in der Klammer

irruption of the incongruous is a new challenge to the human genius for putting a rational façade on the irrational, for finding a mental formula for things that are intolerable and yet must be somehow accommodated.«

eines Traumes, eines Märchens oder dergleichen zu lesen. Auch offensichtlich unwahrscheinliche Ereignisse wie das Hervorkriechen eines Pferdeknechts aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall bilden kein solches Indiz, da der Bruch mit gewöhnlicher Kausalität niemals total ist. Beide Lesarten bleiben möglich, »Traumwirklichkeit« und »wirkliche«, nach Maßgabe eines (und sei es vermeintlichen) Wissens verifizierbare Wirklichkeit erscheinen wie ineinander geblendet, so, als ob die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit konsequent unscharf gehalten würde, so daß eine eindeutige Entscheidung zwischen beidem unmöglich bleibt.

Der Schluß der Geschichte exponiert diese Doppeldeutigkeit. Im Dialog mit dem Jungen gibt der Landarzt sich wieder ganz als der Überlegene, der in der Lage ist, ratsuchenden Menschen eine Lehre zu erteilen:

»Junger Freund«, sage ich, »dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenzimmern, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt.«

Auffällig an dieser Erklärung ist ihre Rätselhaftigkeit. Man kann das kaum wörtlich lesen, weil das, abgesehen von einigen Motiven, die wieder auftauchen – Hacke: Bergwerk; Forst: Welt der Pflanzen, Blume, Rosa, Waldboden, Würmer –, wenig Sinn ergibt. Es ist, als ob der Überblick, den der Arzt für sich in Anspruch nimmt, vollkommen hermetisch würde, sich gleichsam nach außen abdichtete gegen jedes mögliche Verständnis – als Verabsolutierung des schon vorher konstatierten Kommunikationsproblems (»Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer«). Trotz seines erklärten Mißtrauens (»mein Vertrauen zu dir ist sehr gering«) und trotz der Rätselhaftigkeit der erteilten Auskunft scheint der Junge bereit, dem Landarzt Glauben zu schenken:

»Ist es wirklich so oder täuschst du mich im Fieber?« »Es ist wirklich so, nimm das Ehrenwort eines Amtsarztes mit hinüber.«

Der Landarzt beteuert, daß es sich mit der Wunde »wirklich« so verhalte, und gibt darauf sein »Ehrenwort«. Diese Auskunft manifestiert einen deutlichen Wechsel im Ton der Unterhaltung: Während der Landarzt

vorher ganz als wissender Mediziner auftritt, der sich zu intellektueller Einsamkeit verurteilt sieht, scheint er nun auffällig interessiert daran, daß seine Botschaft den Adressaten auch erreicht. Sogar sein amtsärztliches »Ehrenwort« gibt er darauf, so als ob diese offiziöse Beglaubigung angesichts fehlender Verständlichkeit eine Art Super-Sinn konstituierte. Mit dieser Verbindung von Unverständlichkeit, Amtsethos und »höherer Bedeutung« reproduziert der Landarzt die Rhetorik offiziöser Geistlichkeit, obwohl er sich erklärterweise gerade für solche Zwecke nicht »verbrauch[en]« lassen will:

So sind die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren; der Pfarrer sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen [...]

Obwohl der Arzt sich nicht »zu heiligen Zwecken« verbrauchen lassen will, bringt er sich mit seinem zuvor zitierten »Ehrenwort« von sich aus in diese Position. Dazu paßt die märtyrerhafte Art, in der er sich, ohne Widerstand zu leisten, alles gefallen läßt, sowie die Situation des nahen Todes, die dem Zwiegespräch zwischen Arzt und Jungen den Anstrich einer Weihehandlung gibt. Der dem Jungen gegenüber behauptete Überblick gewinnt die Gestalt einer rätselhaften Metaphysik, in der die Übel dieser Welt, zum Beispiel Wunden, im Gegenteil für »so übel nicht« erklärt werden, so, als ob es ein Jenseits gäbe, wo ein universelles Richtigstellen und Zurechtrücken erfolgt.

Der anschließende Rettungsversuch macht die Probe auf die Haltbarkeit dieses neuen Überblicks. Wenn der Arzt recht hätte, wenn die Übel dieser Welt »so übel nicht« wären, wenn diese Umwertung der Werte glaubhaft wäre, dann gäbe es kein wirkliches Problem. »Rettung« wäre einfach; nur notdürftig muß man seine Sachen zusammenraffen, »mit dem Ankleiden« muß man sich »nicht aufhalten«, die »treuen« Pferde stehen schon bereit, um den Landarzt mit einem »Sprung« in die Eigentlichkeit von Heim und Bett zurückzutragen. Doch die Enttäuschung: Die Pferde bringen den Landarzt niemals nach Hause, sondern zwingen ihn in die Bahn einer Durchquerung der leeren Schneewüste ohne Ende.

Unter den gegebenen Vorzeichen gewinnt diese Enttäuschung die Wucht eines Nietzscheanischen Widerrufs. Es gibt kein Jenseits und

keine Richtigstellung. Nicht einmal das »bewegliche[...] Gesindel der Patienten« hilft. Es gibt auch keinen Überblick. Der Irrtum eines naiven Vertrauens auf Hilfe ist unermesslich, wie dies in dem nachhallenden »irrtümliche[n] Gesang der Kinder« – »Freuet Euch, Ihr Patienten, / Der Arzt ist Euch ins Bett gelegt!« – grotesk zum Ausdruck kommt. »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Der Betrug ist nicht zu beheben; es gibt keine Wahrheit jenseits des Betrugs, wo Überblick und Wissen möglich wären. Der angeblich weltumspannende Überblick des Arztes gerät zur leeren Geste, Präntention eines Sinns, der sich zur Rätselfigur verdichtet – keine Antwort, sondern Frage, ein offenes Problem, gleichsam Öffnung der Welt schlechthin und somit nicht Abschluß, sondern Entgrenzung der Serie der Löcher.

Dieser Lesart kommt eine andere auf halbem Weg entgegen. Wie schon bemerkt, verdichtet sich das auffällige Abgleiten des Geschehens ins Surreale zu einer zweiten Interpretation: als Traum. Nachdem der Arzt von den Dorfältesten ergriffen wird, heißt es:

Zur Mauer, an die Seite der Wunde legen sie mich. Dann gehen alle aus der Stube; die Tür wird zugemacht; der Gesang verstummt; Wolken treten vor den Mond; warm liegt das Bettzeug um mich; schattenhaft schwanken die Pferdeköpfe in den Fensterlöchern.

Die vorangegangene Eskalation – reißender Aufbruch; Zwiespälte der Vergeblichkeit; durch die aufgetane Wunde ausgelöstes Entsetzen; Ohnmacht des Landarztes – scheint irgendwie zum Stillstand gekommen. Das Getümmel der Leute entfernt sich, »der Gesang verstummt« und macht einer merklichen Ruhe Platz. Die Unnachsichtigkeit und Härte der immer neu aufbrechenden Zwiespälte scheint plötzlich nachzulassen zugunsten einer Art Geborgenheit, die alles umhüllt (»Wolken«, »warm«, »Bettzeug«). Das Sichtbare reduziert sich auf ein »schattenhaft[es] [S]chwanken« von »Pferdeköpfe[n]« in »Fensterlöchern«: *Der Traum beschreibt sich selbst* – als von der Wärme und Weichheit des Bettes umhülltes Dahinfließen »schattenhaft schwanken[der]« Bilder.

Gleich einem Film, der erst reale Geschehnisse zu zeigen scheint, dann aber durch einen Realitätsbruch kenntlich macht, daß alles nur in der Klammer eines Traums oder einer Erinnerung zu sehen war, könnte man meinen, das bisherige Geschehen sei nur die Ausgeburt einer trunken zwischen Schlaf und Wachen pendelnden Imagination. Der Landarzt

müßte nur erwachen, und alles wäre gut. Dazu paßt die Aussage des Jungen, der Landarzt komme »nicht auf eigenen Füßen«, sondern sei »auch nur irgendwo abgeschüttelt«. Das Geschehen steht nicht auf eigenen Füßen, sondern wurde – an das bekannte Schlafied erinnernd – nur wie ein »Träumelein« von einem »Bäumelein« geschüttelt.

Das wäre in der Tat die einfachste Lösung. Es ist nicht einmal notwendig, sich anzukleiden: »[...] mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines.« Wenn man über »unirdische« Pferde verfügt, reduziert der »Sprung« zurück ins eigene Bett sich auf ein Nichts: *man braucht nur aufzuwachen*, und alles wäre gut. Aber der Sprung mißlingt: »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Der Traum, der Betrug kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Nachtglocke – Glocke, die die Nacht verschließt und sie bewacht: der Schlaf, der Traum – kündigt durch ihr Läuten von einem Fehler, der nicht mehr zu beheben ist.

Aus diesem Traum wird der Landarzt niemals erwachen. Die beiden entgegengesetzten Interpretationen – Desavouierung eines Wissens, Unwirklichkeit des Traums – konvergieren. Es gibt kein Wissen; was wir dafür halten, gerät unentscheidbar in den Sog des Irrealen, so als ob der Gegenstand des Wissens: *Realität selbst ein Traum* wäre. Und der Dämon des Descartes, der dem Ego die Gegenstände seines Cogito in einem universalen Traumkino nur vorspiegelt, bekäme recht.<sup>10</sup>

Zwei Figuren des Wissens werden vorgeführt: die Figur des *Logenplatzes*, wo man von ganz oben, wie von einer gottähnlichen Warte aus alles Wesentliche überschaut, und die Figur des *Hauses*, die einen Innenraum beschreibt, wo alles geordnet ist, wo volle Verfügung über alles herrscht. Beide Figuren, beide Ansprüche zerbrechen. Die angeblich plane Fläche einer überschaubaren Wirklichkeit wird auf Schritt und

<sup>10</sup> »So will ich denn annehmen, [...] irgendein böser Geist, der zugleich allmächtig und verschlagen ist, habe all seinen Fleiß daran gewandt, mich zu täuschen; ich will glauben, Himmel, Luft, Erde, Farben, Gestalten, Töne und alle Außendinge seien nichts als das täuschende Spiel von Träumen, durch die er meiner Leichtgläubigkeit Fallen stellt [...]«. René Descartes, *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*, auf Grund der Ausgabe von Artur Buchenau neu hg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1960, S. 19f.

Tritt durchlöchert. Das Phantasma eines neutralen Blicks von oben wird buchstäblich reduziert, wo der Landarzt von den Dorfältesten wie ein Objekt »beim Kopf und bei den Füßen« genommen wird, am Ende hilflos und nackt auf einem Pferd sitzend seine ewige Bahn durchzieht. Der Pferdeknecht, von dessen Existenz »im eigenen Hause« weder der Arzt noch das Dienstmädchen etwas wußten, schleift alle Grenzen zwischen »außen« und »innen«, um schließlich im Innersten des Hauses unausgesetzt zu »wüten« – eine Vorstellung, die nicht »auszudenken« ist, wo das Denken aussetzt. Wo der feindliche Pferdeknecht »im eigenen Hause« wütet, ist jedes normale Verhältnis zwischen »innen« und »außen« außer Kraft gesetzt; »innen« und »außen« können nicht mehr klar unterschieden werden, *Realität wird ununterscheidbar* von einem Traum.

### Die Explosion des Rahmens

Zu Beginn findet der Landarzt sich »in großer Verlegenheit«. Ein »Schwerkranker« braucht Hilfe, um gerettet zu werden. Solche Hilfe zu leisten gehört zu den Aufgaben eines Arztes, sie bildet den Kern seiner beruflichen Tätigkeit: Merkmal einer wohldefinierten *Praxis*, die nach bestimmten Regeln funktioniert. Nun droht im vorliegenden Fall die dringend notwendige Aktion durch widrige Umstände jedoch sofort zu scheitern: Der Landarzt verfügt über Reisetasche, Pelz und Wagen, »leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt«, aber »das Pferd fehlte, das Pferd«. So entsteht eine *Diskrepanz*: Einerseits ist genau bekannt, was geschehen muß, damit dem Schwerkranken die notwendige Hilfe zuteil werden kann; andererseits ist klar, daß das, *was geschehen muß, nicht geschehen kann*: »[...] natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?«

Die Diskrepanz scheint sich zunächst zu lösen: Ein unerwartet auftretender Pferdeknecht stellt die fehlenden Pferde. Aber die Lösung ist nur vorübergehend. Neue Widrigkeiten, neue Unmöglichkeiten treten auf, bis sie am Ende unüberwindlich werden: »Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Die Geschichte des Landarztes wirkt wie ein allmähliches Hineingleiten in einen Fatalismus, aus dem es am Ende keinen Ausweg mehr zu geben scheint. Wie erreicht die Erzählung diesen Effekt?



Der »Landarzt« entwickelt eine auffällige Behandlung der Zeit. Die Erzählung beginnt im Präteritum: »Ich *war* in großer Verlegenheit [...]« Mit der Attacke des Pferdeknechts gegen das Dienstmädchen springt das Tempus mitten im Satz ins Präsens: »[...] das willige Mädchen *eilte*, dem Knecht das Geschirr des Wagens zu reichen. Doch kaum *war* es bei ihm, *umfasst* es der Knecht und *schlägt* sein Gesicht an ihres.« Das Präsens bleibt erhalten bis an den Punkt, wo der Dialog zwischen dem Landarzt und dem Jungen beendet ist und der Arzt sich auf eigene Rettung besinnt: »Junger Freund, *sage* ich, »dein Fehler ist: [...]« Und er *nahm's* und *wurde* still. Aber jetzt *war* es Zeit, an meine Rettung zu denken.« Im letzten Absatz fällt der Text ins Präsens zurück: »[...] lange *klang* hinter uns der neue, aber irr tümliche Gesang der Kinder [...] Niemals *komme* ich so nach Hause; meine blühende Praxis *ist* verloren [...]«. Was bedeuten diese Tempuswechsel, was tragen sie zur Semantik der vorliegenden Erzählung bei?

Erzählungen, besonders klassische, haben einen *Rahmen*. Harald Weinrich hat die Funktion des Rahmens dahingehend beschrieben, er führe die »erzählte Welt«, die Gegenstand der Erzählung ist, in die Kommunikationssituation zurück, die dem Erzählen zugrunde liegt. Während die eigentliche Erzählung eine *geschlossene*, mythische, wie von einem gottähnlichen Standpunkt aus betrachtete Welt konstituiere, habe der Rahmen die Aufgabe, diese Hypostase teilweise zurückzunehmen: einen sanften Übergang zu schaffen zur realen Welt, in der Erzähler und Zuhörer/Leser sich in irgendeiner Form begegnen. Weinrich bezeichnet diese letztere als »besprochene Welt«: nicht abgeschlossen wie die Welt der Erzählung, sondern *offene* Wirklichkeit, die auf die Zukunft, ihre Möglichkeiten und Risiken hin gespannt ist.<sup>11</sup>

Der Rahmen hat eine doppelte Funktion. Einerseits dient er dazu, die Abgeschlossenheit, das heißt die *Totalität* der Erzählung zu bestätigen, indem er ihr eine Grenze setzt. Andererseits wird durch diese Grenze ausgedrückt, daß diese Totalität begrenzt ist, daß sie nicht wirklich »das Ganze« ist, daß sie sich vielmehr einem »Als-Ob« verdankt, das keinen vollen Ernst verlangt. Die Kunst der klassischen Erzählung bestand

<sup>11</sup> Vgl. Harald Weinrich, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1964, bes. S. 21–27, 33–38, 132–142. Zur Bedeutung des Rahmens in Kafkas »Landarzt« treffend Cohn, *Kafka's Eternal Present* (Anm. 7), bes. S. 146.

darin, beide Seiten dieser Dialektik möglichst gut aufeinander abzustimmen: eine möglichst uneingeschränkte Totalität zu evozieren, diese Totalität aber zugleich möglichst bruchlos an die reale Welt anzukoppeln, die ihrerseits unter dem göttlichen Blick eines geschlossenen Weltbildes idealiter als Totalität gesehen wurde. Die Dialektik des Rahmens war also immer schon (nicht erst in der »Moderne«) eine Dialektik seines Verschwindens, die dazu diente, den Bruch zwischen der »erzählten« und der »besprochenen Welt« so elegant wie möglich zu überspielen. Die Welt sollte eine einzige sein, sollte in ihrer Gesamtheit so *natürlich* sein, wie die kunstvoll komponierte Totalität der Erzählung es suggeriert. Die klassische Kunst der Erzählung bestand darin, das *Natürliche der Welt* zu bestätigen. In den Worten von Roland Barthes: »Die Erzählvergangenheit ist [...] Ausdruck einer Ordnung und infolgedessen einer Euphorie. Dank ihrer ist die Realität weder geheimnisvoll noch absurd; sie ist klar, fast vertraut, in jedem Augenblick zusammengefaßt in der Hand eines Schöpfers [...]«<sup>12</sup>

Anders der »Landarzt«. Die Erzählung beginnt mit dem Satz:

Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor [...] aber das Pferd fehlte, das Pferd.

Am Anfang steht die »Verlegenheit«, die Diskrepanz. Die Ursache dieser Diskrepanz ist *schon eingetreten*, wir befinden uns bereits mitten »in Aktion«. Gleichzeitig besteht die Diskrepanz aber gerade darin, daß die Aktion sofort zu scheitern droht, schon beim ersten Schritt wie gelähmt wirkt. Der Landarzt steht schon bereit mit seiner Tasche, wie auf dem Sprung, auf den Startschuß der Erzählung wartend, aber er hat kein Pferd, das Handeln scheint in unüberwindlicher Weise blockiert: »[...] es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da.« Der sich über dem Landarzt häufende Schnee beschreibt eine buchstäbliche Erstarung, die sich über das Handeln legt, so daß jeder weitere Versuch »aussichtslos« und »zwecklos« erscheint. Das Dienstmädchen ist ausgesandt, Ersatz zu besorgen, aber vergeblich: »Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu

<sup>12</sup> Roland Barthes, *Am Nullpunkt der Literatur*, Hamburg 1959, S. 33.

solcher Fahrt?« Es ist nur »natürlich«, daß niemand sein Pferd zu »solcher Fahrt« leiht. Denn diese »Fahrt« wird *nichts Natürliches* haben, an ihr wird die natürliche Folgerichtigkeit einer Geschichte und einer Fahrt vielmehr zerbrechen. So ist ein Leitmotiv gesetzt: Das Bild der Erstarrung, des Nicht-handeln-Könnens begleitet das Geschehen wie ein Schatten, der sich nicht abschütteln läßt und am Ende die Szene ganz beherrscht.

Die Intensität der einleitenden Sätze entsteht durch die beschriebene Diskrepanz. Das atemlose Stakkato der aufgezählten Sachverhalte – Wagen, Pelz, Instrumententasche –, dazu die Emphase der Wiederholung – »das Pferd fehlte, das Pferd« – unterstreichen eine Grundstimmung, die wenig zu tun hat mit der ruhigen Gelassenheit, die nach Weinrich die geschlossene Welt einer Erzählung charakterisiert. Es ist, als ob das erzählte Ich, statt sich in den wohlabgesteckten Grenzen eines von außen betrachteten Bildes zu halten, von Anfang an dem Leser zu nahe träte – gleichsam drauf und dran, aus dem Text herauszuspringen. Die einleitenden Mitteilungen des Ich-Erzählers halten sich, da die Aktion blockiert ist, da man nicht handeln, sondern nur reflektieren kann, schon *an der Grenze zur besprochenen Welt*.<sup>13</sup>

Doch es kommt Hilfe, von wo sie nicht erwartet wird. Ein Pferdeknecht zieht aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall, an dessen »brüchige Tür« der Landarzt in seiner Zerstretheit stößt, die dringend benötigten Pferde hervor. Nicht nur muß der Landarzt nicht »mit Säuen fahren«, »zufällig« handelt es sich dabei um Pferde, »mächtige flankenstarke Tiere«. Freudig wird das Ereignis begrüßt: Landarzt und Dienstmädchen lachen, noch nie ist der Landarzt »mit so schönem Gespann« gefahren, und er »steig[t] fröhlich ein«. Ausgiebig werden die Pferde gewürdigt mit ihrer »Wärme«, ihrer »Kraft« und ihrem »dicht ausdampfende[n] Körper«: Das wunderbare Ereignis wirkt wie eine glückliche *Wiederbelebung* der Handlungswirklichkeit – wie im Märchen, wo gerade dann ein Helfer kommt, wenn der Wunsch danach am größten ist. Und nichts scheint mehr daran zu hindern, daß die Geschichte nun endlich ihren *natürlichen Fortgang* nimmt.

<sup>13</sup> Ihr Allgemeinheitscharakter und ihr Gegenwartsbezug qualifiziert die Reflexion als Mitglied nicht der »erzählten«, sondern der »besprochenen Welt« (vgl. Harald Weinrich, *Tempus* [Anm. 11], S. 19f. u. 36).

Doch unmittelbar darauf die Wende: Im Zuge der Vorbereitung des Gespanns fällt der Pferdeknecht plötzlich und unmotiviert über das Dienstmädchen her und hinterläßt die gräßliche Bißwunde an ihrer Wange. Eben in diesem Moment fällt das Tempus ins Präsens, wie um zu markieren: Die Vorstellung eines *natürlichen Fortgangs*, den die Dinge jetzt endlich nehmen, den man beherrschen und auf den man sich verlassen kann – diese Vorstellung ist eine Illusion. Alles ist unsicher geworden; der Landarzt weiß nicht, woher der Fremde kommt, und weiß auch keine rechte Reaktion auf die Attacke. Angesichts des Abgrunds, der sich hier auftut, springt die Ich-Erzählung mit dem Präsens aus der »erzählten Welt« heraus, wie um sich daraus zu flüchten. Eben dies ist das Kennzeichen der »besprochenen Welt«, zu deren Tempussystem das Präsens gehört: Daß die Gewißheit des sicheren Ausgangs, dem man gelassen entgegensehen kann, abhanden kommt, daß Wirklichkeit den Charakter von Gefahr und Risiko erhält, auf die man reagieren muß, statt sie im Vollbewußtsein des sicheren Endes ruhig an sich vorbeiziehen zu lassen.<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Viele Interpreten haben dieses Präsens als »historisches Präsens« aufgefaßt, das heißt als rhetorischen Kunstgriff, der der »Vergegenwärtigung« und »Verlebendigung« eines erzählten Geschehens dient (vgl. z.B. Mißlbeck, Franz Kafka: Ein Landarzt [Anm. 6], S. 36; Kurz, Verhängte Existenz [Anm. 7], S. 436; Kremer, Ein Landarzt [Anm. 7], S. 5; dagegen Cohn, Kafka's Eternal Present [Anm. 7], S. 147; Vogl, Ort der Gewalt [Anm. 7], S. 122f.). Die vorliegende Passage zeigt jedoch, welche wenig gemüthlichen Wirkungen von solcher »Lebendigkeit« ausgehen können. Weinrich beschreibt das »historische Präsens« als eine Mixtur von »Erzählen« und »Besprechen«: Der Erzähler einer »spannenden« Geschichte benutze »die syntaktischen Signale des Besprechens, insbesondere auch die besprechenden Tempora (direkte Rede, historisches Präsens usw.). Er erzählt also, als ob er bespräche.« (Weinrich, Tempus [Anm. 11], S. 38)

Im vorliegenden Fall liegen die Dinge komplizierter. »Historisches Präsens« als Stilmerkmal setzt voraus, daß die betreffenden Verbformen sich in Tempora des Erzählens zurückübersetzen lassen. Das ist im Landarzt teilweise, aber nicht durchgängig der Fall, zum Beispiel bei dem Satz »Ich bin kein Weltverbesserer [...]« und in der Schlußpassage. Auch in der im Präteritum gefaßten Anfangspassage steht ein Präsens: »[...] wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?«. Dabei handelt es sich offensichtlich nicht um »historisches Präsens«. Diese Kategorie sollte bei der Beschreibung der vorliegenden Tempusgebung ganz vermieden werden, da sie die Phänomene nur scheinbar erklärt. Weinrichs Unterscheidung von »Besprechen« und »Erzählen« führt weiter, da sie sich zunächst an die verwendeten Tempora hält, statt von einer bestimmten Semantik auszugehen und die Tempora dann entsprechend zu »interpretieren«.

Was sich schon zu Beginn des »Landarztes« zeigte, nämlich daß das erzählte Ich sich nicht ganz »in« der erzählten Welt bewegt, sondern gleichsam an ihrem Rande – wie unentschlossen vor der Frage, ob der Sprung vom reflektierenden Rahmen in die Geschichte überhaupt erfolgen kann –, wird durch den Wechsel ins Präsens manifest. Durch einen glücklichen Zufall ist die Geschichte doch in Gang gekommen. Aber die hilfreichen »Götter« tun des Guten zuviel; der Pferdeknecht entwickelt ein »Übermaß«, ein *Zuwiel* an Aktivität. Das Zentrum der Aktion ist nicht »innen«, sondern »außen«. Hinfort dirigiert der Pferdeknecht den weiteren Verlauf, indem er den Arzt mit seinem »Munter!« von dannen katapultiert und das Dienstmädchen seiner sicheren Bestimmung zuführt, während der Landarzt und Ich-Erzähler mit seinen Vergeblichkeitstiraden sich immer weiter ins Abseits einer unüberwindlichen Passivität manövriert.

Während das Präteritum eine konstitutive Distanz zur erzählten Welt zum Ausdruck bringt, nimmt das Präsens diese Distanz zurück. Es konnotiert die Wiedereinführung realer Offenheit, Gefahr und Unbeherrschbarkeit in den geschlossenen Raum der erzählten Welt. Die »unbeherrschbare[n]« Pferde kennzeichnen diese Wendung. Weitere Ereignisse beglaubigen diesen Effekt. Dem Landarzt scheint alles aus den Händen zu gleiten: Das Dienstmädchen Rosa soll dem Pferdeknecht nicht geopfert werden, aber es bleibt keine Wahl; der Junge ist gar nicht krank, aber die fatale Entwicklung ist nicht mehr zurückzudrehen; die Familie ist nicht zufrieden, aber es hat keinen Sinn, auch nur den Versuch zu machen, ihr die Dinge zu erklären; schließlich erweist der Junge sich doch als krank, aber so krank, daß ihm ohnehin nicht mehr geholfen werden kann. Handeln zeigt sich in zunehmendem Maße als sinnlos und unmöglich.

Eine Zuspitzung dieser Tendenz bringen die auftretenden Dorfältesten mit dem Schulchor. Handeln ist nicht nur nicht möglich, sondern gar nicht erforderlich: Der Arzt, dessen Aufgabe und Funktion es ist zu heilen, wird als magisches Objekt benutzt, das man zur Wunde legt, um Heilung zu bewirken. Der Arzt wird dabei vollständig entkleidet, wie um auszudrücken: Was der Arzt für seine Pflicht hält, dem Hilferuf von Kranken zu folgen, wobei er alle möglichen Gefahren, Erniedrigungen und Drangsale auf sich nehmen muß, wie er ausgiebig beklagt – all das kann man getrost vergessen. Es handelt sich dabei um äußerliche

Einkleidungen einer *Naturtatsache*, nämlich daß Ärzte heilen; und dies soll jetzt geschehen, andernfalls der Landarzt selber stirbt: »Entkleidet ihn, dann wird er heilen, Und heilt er nicht, so tötet ihn! 'Sist nur ein Arzt, 'sist nur ein Arzt.« Die überspannten Vorstellungen von »Opfer« und »Pflicht«, die das Handeln des Landarztes begleiten, kann man als überflüssiges Beiwerk ignorieren.

Aber der Landarzt gibt nicht auf. Nachdem der Junge tot ist – das »[...] er nahm's und wurde still« kann wohl so gelesen werden –, scheint das Handeln, wie wenn nichts gewesen wäre, frisch von neuem zu beginnen:

Aber jetzt war es Zeit, an meine Rettung zu denken. Noch standen treu die Pferde an ihren Plätzen. Kleider, Pelz und Tasche waren schnell zusammengepackt; mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines.

Alles scheint jetzt ganz leicht zu sein, sogar nachlässigste Improvisation genügt. Das wiederaufgenommene Präteritum unterstreicht diese spontane Wiederinkraftsetzung der Handlungswirklichkeit. Die Zeit scheint ihre Perspektive, ihre Zielbezogenheit, ihre Rettungs- und Glücksmöglichkeiten, die Möglichkeit einer Ankunft bei einer Ruhe und einem Gleichgewicht zurückgewonnen zu haben. Aber die Enttäuschung:

»Munter!« sagte ich, aber munter ging's nicht; langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrümliche Gesang der Kinder:

»Freuet euch, ihr Patienten,  
Der Arzt ist euch ins Bett gelegt!«

Niemals komme ich so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren [...]

Das Zauberwort »Munter!« funktioniert nicht mehr. Handeln hatte immer etwas von haltlosem Vertrauen in solchen Zauber, wie es auch in dem »irrümliche[n] Gesang« der Kinder zum Ausdruck kommt. Die nachlässige Vorbereitung des Rückwegs – »der Pelz flog zu weit [...] Gut genug [...] Die Riemen lose schleifend [...] der Wagen irrend hinterher« – zeugt von einem Irrtum, der weiter reicht als dieser oder jener Fehler, der bei der Planung vielleicht unterläuft. Handeln scheint durch

und durch »irrtümlich« zu sein. Der »irrtümliche Gesang der Kinder« klingt nach aus einer Vergangenheit und einer Geschlossenheit, in die man nicht mehr zurückkehren kann: »Niemals komme ich so nach Hause [...]«. Denn diese Vergangenheit wird nun durch eine plane, dimensionslose, perspektivenlose Gegenwart ersetzt, aus der der Landarzt zu sprechen scheint.

Die ehemals »blühende Praxis ist verloren«: »Praxis« – Handeln im allgemeinen Sinne – blühte vordem wie eine Blume, ein Naturding. Aber sie ist »verloren«, da ein Ziel, eine Intention, eine Hoffnung im Reich der Pflanzen nicht zu finden ist. Jenes *Zuwiel* an Aktivität, das der Pferdeknecht entwickelte, wächst sich aus zu einer Subversion der Möglichkeit zielgerichteter Aktivität schlechthin. Naturale Metaphern unterhöheln das Handeln auf Schritt und Tritt: Die Pferde reißen den Arzt hinweg »wie Holz in der Strömung«; »höhern Orts angeordnet« kommentieren sie die Untersuchung des Patienten mit ihrem Wiehern – ein subversives, die Intentionalität des Vorgangs karikierendes Störgeräusch; schließlich wird die Wunde des Jungen aufgefunden, ein »Leben«, das ihn blendet, und eine »Blume«, an der er zugrunde gehen wird. Handeln verschwindet, die Szene wird zunehmend beherrscht von Kräften, die in der blindwütigen Art ihres Auftretens das Chaos manifestieren. Am Ende erstarrt die Handlungswelt in der unendlichen »Schneewüste« einer alles umgreifenden menschenfeindlichen Natur.

Die Bedeutung des Präsens am Schluß des »Landarztes« ist eine andere als die nach dem Auftreten des Pferdeknechts. Während das Präsens zunächst innerhalb der Handlungswirklichkeit bleibt – nur die Distanz entfällt, so daß das Geschehen etwas von der Ungewißheit und Bedrohlichkeit realen Handelns zurückgewinnt –, scheint nun die Handlungswirklichkeit als solche außer Kraft gesetzt zu sein. Es bleibt eine abstrakte, unendliche, leere, »mathematische« Zeit, in der es keine Ereignisse mehr gibt. Die Verwirrungen dieses »unglücklichsten Zeitalters«, die der Arzt beschreibt – »[...] ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer [...]« –, sind »niemals gutzumachen«: der Landarzt scheint »jetzt« zu uns zu sprechen, aber dieses »Jetzt« ist kein lokalisierbarer Punkt in einer historischen Zeit, sondern scheint die ganze Zukunft zu umfassen, wie eine abstrakte Existenz außerhalb der Zeit, wo die Zeit selber und mit ihr jede Art von Geschichte, von

Handlung, von Ziel und Zweck gegenstandslos geworden wären. Nicht einmal den hinten am Wagen hängenden Pelz kann der Arzt erreichen, um sich gegen den Frost zu schützen, und »keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger«. Die Situation des Landarztes erscheint wie eine Folter, die ihn unausgesetzt der »Schneewüste« der andrängenden Wirklichkeit aussetzt, ohne daß irgend jemand noch in der Lage oder bereit wäre, diesem Zustand Einhalt zu gebieten: Zeit verdichtet zum dimensionslosen Jetztpunkt einer unüberwindlichen Hoffnungslosigkeit.<sup>15</sup>

Wie ist diese merkwürdige Transformation der Zeit – Zeit des Handelns, Zeit der Erzählung – zu verstehen? Jean-François Lyotard entwickelt in verschiedenen Reflexionen über die Zeit folgendes Problem, das geeignet ist, das Schicksal des Landarztes schärfer zu beleuchten: Man könne die Gegenwart eines Ereignisses nicht erfassen und darstellen, ohne sie zu verfehlen; denn jedes Ereignis bilde ein »Jetzt«, dessen Gegenwart »als solche unfassbar und absolut« sei; in dem Moment, wo man ein gegenwärtiges Ereignis erfaßt, sei es »schon nicht mehr gegenwärtig«; es sei immer zu früh oder zu spät, um die Darstellung und die Präsenz selbst zu erfassen und darzustellen.<sup>16</sup>

Die Vorstellung der Zeit als »einer einzigen diachronischen Linie«, die alle aufeinanderfolgenden Gegenwarten in kontinuierlicher Synthese zusammenfaßt, sei eine nachträgliche Konstruktion. Zweifellos funktioniert die Konstruktion, wie die Möglichkeit der objektiven Zeitmessung beweist. Angesichts des objektiven Charakters der gemessenen Zeit vergißt

<sup>15</sup> Walter Benjamin beschreibt in seinem Trauerspielbuch den allegorischen Ausdruck als »Verschränkung von Natur und Geschichte«; dabei werde die profane Welt »entwertet«, der Verfall werde »nicht als einmalige, vielmehr als die naturnotwendige, im Weltlauf angelegte Katastrophe aufgefaßt« (Walter Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, in: Gesammelte Schriften, Band 1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1974, S. 203–430, 344, 351, 368). Vieles von dem, was Benjamin in den barocken Trauerspielen findet, erinnert an die Schlußvision des Landarztes, die wie unter dem Blick des Melancholikers eine »göttliche Sicht der Welt« aufscheinen läßt, in der Handeln und Wissen nichtig geworden sind.

<sup>16</sup> Jean-François Lyotard, Das Inhumane. Plaudereien über die Zeit, hg. von Peter Engelmann, Wien 1989, S: 108–111; siehe auch ebd., S. 259–277. Die Überlegungen Lyotards basieren auf den Paradoxien der Zeit, die schon Aristoteles analysierte (vgl. dazu Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 432f).



man jedoch leicht, daß der Bewußtseinsakt, der sie hervorbringt, nicht auf derselben Ebene zu denken ist wie der Gegenstand, den die Konstruktion meint. Man hilft sich über diese Schwierigkeit hinweg, indem man sich Bewußtseinsakte ebenfalls als »in« der (zuvor konstruierten) Zeit stattfindend denkt. So plausibel eine solche Schlußweise erscheinen mag, sie enthält eine *petitio principii*, da sie das, was sie erschließt (die objektive Zeit), schon voraussetzen muß, um sicherzustellen, daß auch der Bewußtseinsakt, der die Vorstellung der objektiven Zeit hervorbringt, bereits »in ihr« stattgefunden hat. Es gibt also ein Problem des Anfangs der objektiven Zeit.

Liotard erläutert diese Problematik im Hinblick auf Edmund Husserls »Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins«. <sup>17</sup> Husserl beschreibt dort den Übergang von der Zeit des Ereignisses zur Zeit des Dargestellten als *Retention*, das heißt als Sammeln und Versammeln der strömenden, als solcher unfäßbaren Jetztpunkte zu einer synthetisierenden Repräsentation. Husserls Beschreibung des inneren Zeitbewußtseins sucht beide Momente festzuhalten: einerseits Bewußtsein als »Strom«, als Fließen von »Jetztpunkten«, andererseits Bewußtsein als Synthese, als Sammeln der diskontinuierlichen Momente zu einer »Präsenz«, die im Prinzip jederzeit aktualisierbar und dadurch der Zeit relativ enthoben ist.

Nun kann man sich dieses Vermögen des Bewußtseins, die durchlaufenden Jetztpunkte zu einer Darstellung, einer gewußten und wiederholbaren Sicht der Dinge zu versammeln, in verschiedenem Grade ausgebildet denken. Die Minimalversion eines solchen Bewußtseins wäre eines, das jeden Jetztpunkt, kaum apperzipiert, mangels Speicherfähigkeit sofort wieder entgleiten ließe, um den nächsten Jetztpunkt zu erfassen, und so fort:

Man kann sich ein Wesen vorstellen, das vollkommen unfähig ist, vergangene Informationen aufzuzeichnen und zu benutzen, indem es sie zwischen Ereignisse und deren Wirkungen einfügt. Dieses Wesen könnte also die Informationseinheiten – die Bits – lediglich so übermitteln oder weitergeben, wie es sie empfängt. Unter dieser Bedingung, das heißt in Ermangelung jeglichen Filters als Interface zwischen *Input* und *Output*, würde sich solch ein Wesen auf Stufe Null von Bewußtsein oder Gedächtnis situieren. Dieses Wesen nennt

<sup>17</sup> Edmund Husserl, Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, Husserliana, Band X, Den Haag 1966.

Leibniz »materiellen Punkt«. Es repräsentiert die einfachste Einheit, die für die Wissenschaft von der Bewegung, für die Mechanik, erforderlich ist. In der zeitgenössischen Physik und Astrophysik wird die Familie der Elementarteilchen durch Entitäten gebildet, die beinahe ebenso »nackt« sind (das Wort stammt von Leibniz) wie der materielle Punkt.<sup>18</sup>

Solches Bewußtsein »auf Stufe Null« hätte keinerlei Distanz, sondern wäre sozusagen dem Bombardement der Jetztpunkte schutzlos ausgesetzt. In diesem Extremfall kann von einem Bewußtsein, das der Sammlung und Versammlung, der Zurückhaltung und Distanzierung fähig wäre, noch gar keine Rede sein, eher nur von einem durchlaufenden Materiefluß.

Das andere Extrem wäre, wie Lyotard in Anlehnung an Leibniz' Monadenlehre sagt, eine »vollständige Monade«, das heißt ein Bewußtsein, das in einer allumfassenden Retention alle zu irgendeiner Zeit stattfindenden Jetztpunkte zusammenhält. Ein solches Bewußtsein stünde ganz außerhalb der Zeit; die Tradition hat dieses absolute Bewußtsein mit Gott identifiziert:

Das ist die zentrale Intuition, die Leibniz' Werk, insbesondere die *Monadologie* leitet. Gott ist die absolute Monade, insofern er die Gesamtheit der Informationen, die das Universum konstituieren, in vollständiger Retention zusammenhält.<sup>19</sup>

Eine »Grundlage der modernen abendländischen Metaphysik« ist die Vorstellung, daß eine »vollständige Monade«, wie sie in Gott gegeben wäre, *im Prinzip* möglich ist. Aufgrund dieser Vorstellung können »unvollständige Monaden«, wie sie die Menschen sind, an ihrer Fähigkeit gemessen werden, *außerhalb der Zeit* zu stehen: kraft ihrer Retentionen eine Sammlung der begegnenden Ereignisse zu einer möglichst umfassenden Sicht der Welt herbeizuführen und auch die Zukunft, soweit sie vorhersehbar erscheint, in diese Sicht einzubeziehen.

Menschen sind demnach Wesen, die *ein wenig außerhalb der Zeit* stehen. Es kommt hier alles auf die Komplikation dieses »ein wenig« an. Naheliegender wäre, dieses »ein wenig« sich zwischen den beiden Extrempunkten – einem Bewußtsein »auf Stufe Null« und einem göttlichen Bewußtsein – zu denken. Das würde die Vorstellung zulassen, daß

<sup>18</sup> Jean-François Lyotard, *Das Inhumane* (Anm. 16), S. 111.

<sup>19</sup> Ebd., S. 110.

menschliches Bewußtsein, wenn es sich bemüht, *kontinuierlich* zu einem göttlichen voranschreiten könnte.<sup>20</sup> Diese Vorstellung suggeriert, jene von Lyotard aufgezeigte Schwierigkeit – das Problem des *Anfangs* der objektiven Zeit – ließe sich durch immer größere Annäherung an eine vollständige Monade beheben. Tatsächlich aber hätte sogar ein göttliches Bewußtsein dieses Problem.

Man muß jenes »ein wenig« also anders denken. Bewußtsein ist *gleichzeitig* »in« und »außerhalb« der Zeit. Es ist ganz und gar »in« der objektiven Zeit: Wir leben in der Körperwelt, in der die physikalischen Gesetze gelten. Aber es ist doch »außerhalb« der Zeit, da die Zeit, auch die physikalische, nicht etwas einfach Gegebenes, sondern etwas Konstituiertes ist und solches Konstituieren nicht im selben Sinne »in« der Zeit sein kann wie ihr Produkt. Bewußtseinsakte können nur beschrieben werden als eine (und sei es partielle) Aufhebung der Zeit, die dem durchlaufenden »Strom« der Zeit etwas entgegensetzen, eine »Präsenz«, die potentiell *jederzeit* aktualisierbar ist.

Im vorliegenden Zusammenhang sind Lyotards Zeitanalysen deshalb von Interesse, weil sie sich auf den zuvor entwickelten Gegensatz von »erzählter« und »besprochener Welt« beziehen lassen. Die erzählte Welt ist eine Welt, die von einem *Standpunkt außerhalb der Zeit*: wie von einem Gott betrachtet wird. Die besprochene Welt dagegen ist eine Welt mit einer Zeit, in die man unmittelbar verstrickt ist, mehr oder weniger passiv, mehr oder weniger *schutzlos dem Bombardement der Jetztpunkte* ausgesetzt. Sicherlich enthält die Unterscheidung zwischen einem totalen (göttlichen) und einem reduzierten (ausgesetzten) Bewußtsein eine idealtypische Zuspitzung. Aber diese Zuspitzung ist geeignet, die Tragweite des Bruchs zwischen der erzählten und der besprochenen Welt schärfer zu beleuchten, als matte Bestätigungen einer »Krise des Erzählens« oder eines angeblich besonders »lebendig« wirkenden »historischen Präsenz« dies vermöchten.

<sup>20</sup> »In Gott aber sind diese Attribute in unbedingter Schrankenlosigkeit und Vollkommenheit vorhanden, während sie in den Monaden oder Entelechien – »Perfectihabes« [...] – nur Nachahmungen gemäß dem Grade der Vollkommenheit sind.« (Gottfried Wilhelm Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Ernst Cassirer, Teil 2, Hamburg 1996, S. 611f.)

Der Text des »Landarztes« mit seiner eigentümlichen Erzählstruktur basiert auf diesem Gegensatz. Er wird dort in einer Weise entwickelt, daß sich das Bild einer allumfassenden harmonischen Natur genau verdreht. Während die klassische Erzählung durch kunstvolle Gestaltung des Rahmens schließlich noch die reale Welt in die geschlossene, »natürliche« Weltvorstellung der Erzählung hineinnimmt, so daß der Rahmen sich um das Ganze der Wirklichkeit zu legen scheint, zeigt der Text des »Landarztes« eine mehrfach nachhallende *Explosion des Rahmens*.

Schon zu Beginn hält die Erzählrede sich, obwohl sie aufeinanderfolgende Begebenheiten schildert, durch die Zuspitzung der Frage, ob überhaupt gehandelt werden kann, ob es gelingt, auch nur den ersten Schritt einer Handlungssequenz zurückzulegen, am *Rande des Besprechens*. Es ist, als ob die Erzählung von Anfang an ein wenig porös wäre, offen für Motive, die geeignet sind, ihre Geschlossenheit aufzubrechen und zu zerstören. Das unvermittelt auftauchende Präsens überspringt die Grenze zwischen »Erzählen« und »Besprechen«. Die unausgesetzten Klagereden und Vergeblichkeitstiraden des Landarztes, die einer Ebene der Reflexion, nicht einer von aufeinanderfolgenden Ereignissen angehören, scheinen die erzählte Welt fast ganz zu überlagern. Die kurze Rückschaltung ins Präteritum denunziert die Vorstellung, man könne durch eine einfache Aktion, ein simples Zauberwort wie »Munter!« nach Hause zurückkehren und den Kreis der Erzählung schließen, vollends als Illusion. Bleibt eine »Gegenwart«, die keine Grenzen mehr hat, weder räumliche noch zeitliche. Es gibt keinen Rahmen mehr, oder, was dasselbe ist: es gibt nur noch Rahmen. Alles konzentriert sich in der Extremvision eines Bewußtseins, das keinerlei Fähigkeit der Zurückhaltung, der Retention mehr hat, sondern nackt und ungeschützt dem Ansturm einer chaotischen Gegenwärtigkeit ausgesetzt, ohne Aussicht auf eine Zusammenfassung, ein Ende, ein Resümee. Eine Pointe dieser Öffnung der Erzählung und dieser Entgrenzung des Rahmens liegt darin, daß sie ihrerseits als *Natur*, aber nicht als freundliche Natur, sondern als das genaue Gegenstück dazu: als »Schneewüste«, als kalte, abstrakte, »mathematische«, menschenfeindliche Natur erscheint.

## Die Abweichung des Ich

Realität wird ununterscheidbar von einem Traum. Zeit verdichtet sich zur apokalyptischen Vision eines nicht endenden Ausgeliefertseins. Weshalb traktiert Kafka seine Leser mit einer so extremen Verdrehung jeden normalen Verhältnisses zu einer vertrauten Welt? Handelt es sich dabei nur um ungezähmte Willkür eines dichterischen Oppositionsgeistes, der eine merkwürdige Lust dabei empfindet, alles Vertraute und Bekannte in den Orkus des Haltlosen und Absurden zu schleudern?<sup>21</sup> Im folgenden soll deutlich werden, inwiefern in den beschriebenen Negationen durchaus ein »Sinn« zu sehen ist, auch wenn solcher Sinn sich nicht in den geschlossenen Raum eines vertrauten Wissens einschreiben läßt.

Kafkas »Landarzt« handelt von der Unmöglichkeit, ein Ich adäquat darzustellen. Die gewöhnlichen Formen der Darstellung eines Ich sind Biographie und Autobiographie. In letzterem Falle wird die Geschichte des Ich nicht durch die vielleicht entstellende Bearbeitung einer anderen Person gefiltert, so daß Autobiographien als besonders »authentisch« gelten. Eine Autobiographie hat jedoch unvermeidliche Lücken; die für eine Person buchstäblich konstitutiven Ereignisse der *Geburt* und des *Todes* können nicht aus eigenem Erleben berichtet werden. Andererseits können diese Ereignisse auch nicht bloß ausgeklammert werden, denn sie bilden die *natürlichen Grenzpunkte* eines Lebens. Autobiographie muß »irgendwo« anfangen und »irgendwo« aufhören; wie immer Anfang und

<sup>21</sup> Vielen vorliegenden Kafka-Interpretationen ist am Ende kaum mehr zu entnehmen, als daß bei ihm eine unüberwindliche Negativität, ein notorischer, wohl letztlich nur pathologisch zu erklärender Nihilismus oder dergleichen festzustellen sei – zum Beispiel Hermann Pongs in seiner Interpretation des »Landarztes«: »Einzig das Absurde herrscht« (Hermann Pongs, Franz Kafka. Dichter des Labyrinths, Heidelberg 1960, S. 57). Aber auch das Durchstreichen des Sinns konstituiert »Sinn«. So fungiert oft das »Absurde« nur als ein letzter, unüberbietbarer, die Moderne in ihre äußersten Konsequenzen treibender Super-Sinn, der immer dann zum Einsatz kommt, wenn affirmative Deutungen versagen. Roland Barthes sagt dazu: »Der Mythos kann alles erreichen, alles korrumpieren, sogar die Bewegung, durch die sich etwas ihm gerade entzieht, so daß, je mehr die Objektsprache ihm am Anfang Widerstand leistet, desto größer ihre schließliche Prostitution ist.« (Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt a. M. 1964, S. 117). Und Martin Heidegger in »Sein und Zeit«: Der »Sinn von Sein« könne »nur als Sinn zugänglich« werden, »und sei er selbst der Abgrund der Sinnlosigkeit« (Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 152). »Negativität« ist, bei aller vermeintlichen Radikalität, ein allzu bequemer Topos der Exegese der Moderne.

Ende im Einzelfall gesetzt sind – sie werden unvermeidlich eine »Geburt« und einen »Tod« beschreiben.

Martin Heidegger faßt diesen Zusammenhang im Rahmen seiner Existenzialontologie schärfer. Das Ich (»Dasein«) ist nicht nur am »Anfang« und am »Ende«, sondern zeit seines Lebens bestimmt durch die Grenzpunkte »Geburt« und »Tod«. Mit der Geburt wird das Ich in seine Welt »geworfen«, es findet sich ursprünglich als solches unhintergebares, keiner eigenen Entscheidung entspringendes »Geworfensein«. Die Geburt ist für das Ich kein Ereignis, das in der Zeit stattfindet, sondern sie öffnet die Zeit. Erst diese Öffnung macht, daß es »Ich« gibt. Zugleich ist das Ich in der Grundverfassung der Sorge zeit seines Lebens mit der es wesentlich angehenden Möglichkeit des eigenen Todes konfrontiert. In der Sorge lebt das Ich sich ständig voraus als »geworfener Entwurf«. Erst die Sorge gibt dem Dasein Ganzheit und Zusammenhang: in all seinem Sinnen und Trachten *aufgespannt zwischen Geburt und Tod*.<sup>22</sup>

Die besondere Tragweite dieser Auffassung liegt darin, daß das Ich in seiner Gespanntheit zwischen Geburt und Tod *unvertretbar* wird: das »Geworfensein« und das »Vorlaufen zum Tod« betrifft das Dasein in einer Weise, die ihm niemand abnehmen kann, die es unhintergebar *individuiert*. Von einer Autobiographie, wenn sie beansprucht, eine »authentische« Wiedergabe des beschriebenen besonderen Lebens zu sein, müßte folglich mit Fug erwartet werden können, noch das Eigentümliche dieser Spannung, dieser unhintergebaren Individuation zu vermitteln. Genau dieses ist jedoch unmöglich. Die Problemstrukturen, die Heidegger in »Sein und Zeit« beschreibt, werden unweigerlich verdeckt, wo *Darstellung* ins Spiel kommt. Denn Darstellung bedeutet: Wieder-Gabe »realer Sachverhalte«, Repräsentation, sprachliche Allgemeinheit, die jede »gemeinte Singularität« in eine in Darstellung konstitutiv eingreifende *Wiederholung* involviert. Heideggers Ansatz gewinnt seine Emphase daraus, daß dort eine Struktur beschrieben wird, die für jedes Ich (»Dasein«) *einzigartig* ist. Darstellung jedoch liefert ihr Dargestelltes jederzeit nur im Modus eines »bloß Vorhandenen« und reduziert es somit auf das (von

<sup>22</sup> Siehe die einschlägigen Passagen aus »Sein und Zeit«, besonders im fünften Kapitel des zweiten Abschnitts »Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit« (Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 372–403).

Heidegger als »vulgär« denunzierte) Niveau der falschen Allgemeinheit des »Man«.

Anders in Kafkas »Landarzt«. Dort wird ebenfalls eine Kritik an der Möglichkeit der Darstellung eines Ich formuliert, aber auf anderem Wege. Das dort begehrende Ich steht von Anfang an in einem Mißverhältnis zur Realität. Prägnanter Ausdruck dieses Mißverhältnisses sind die ständigen Sorge- und Klagereden des Landarztes, die wie ein irrlichterndes Leitmotiv den Text durchziehen:

*Ich* war in großer Verlegenheit [...] *Ich* durchmaß noch einmal den Hof; *ich* fand keine Möglichkeit [...] Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue *ich*, wie rette *ich* sie, wie ziehe *ich* sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? [...] *Ich* schüttle den Kopf; in dem engen Denkkreis des Alten würde mir übel; nur aus diesem Grunde lehne *ich* es ab zu trinken [...] *Ich* bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen. *Ich* bin vom Bezirk angestellt und tue meine Pflicht bis zum Rand, bis dorthin, wo es fast zu viel wird. Schlecht bezahlt, bin *ich* doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen. Noch für Rosa muß *ich* sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch *ich* will sterben. Was tue *ich* hier in diesem endlosen Winter! [...] Nun, hier wäre also mein Besuch zu Ende, man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin *ich* gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß *ich* diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß [...] *ich* habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will *ich* Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! [...] Niemals komme *ich* so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren; ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer; *ich* will es nicht ausdenken. Nackt, dem Froste dieses unglücklichsten Zeitalters ausgesetzt, mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, treibe *ich* alter Mann mich umher. Mein Pelz hängt hinten am Wagen, *ich* kann ihn aber nicht erreichen, und keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger.

Dieses »Ich«, das ständig von sich berichten, sich vor einer imaginären Instanz rechtfertigen oder diese anklagen zu müssen scheint, zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung. Bei aller tatsächlichen Not, die der Landarzt zu erdulden hat, wirkt dieses Ich *aufgebläht*, wie ein *Zuwiel*, das sich im Verhältnis zur Realität unverhältnismäßig wichtig nimmt. Dieses Ich richtet sich nicht häuslich ein in seiner Welt, um das geschlossene Bild eines »erfüllten Lebens« hervorzubringen, sondern im

Gegenteil, es fällt heraus aus seiner Welt, wirkt zunehmend exzentrisch und deplaziert.

Was ist die Ursache dieser Exzentrizität? Wohin führt sie? Sie beschreibt eine *Dekonstruktion* gewöhnlicher Autobiographie. Wenn Autobiographie auf die Geburt ihres Helden rekurriert, kann sie dies nur durch Zuhilfenahme von Auskünften aus zweiter Hand: »Meine Eltern waren [...]« etc. Nach und nach »erwacht« das eigene Erleben. Der Bruch des »Geworfenseins«, den der Anbruch des eigenen Erlebens impliziert, verschwindet unter der Decke einer vom »Man« (Heidegger) bestimmten, in allgemeinen Begriffen dargestellten Welt, so daß es keine Rolle mehr zu spielen scheint, welche Erlebnisse »eigene« waren und welche nicht.

Der »Landarzt« dagegen *beginnt mit einer Diskrepanz*: »Ich war in großer Verlegenheit [...] das Pferd fehlte, das Pferd.« Die beiden Seiten der Diskrepanz – reisen müssen: nicht reisen können – lassen es fraglich erscheinen, ob die Geschichte – zeitliche Erstreckung eines Lebens – überhaupt in Gang kommt. *Es fehlt ein Anfang: eine Geburt*. Prompt kommt aus dem kaum beachteten Schweinestall Hilfe:

»Holla, Bruder, holla, Schwester!« rief der Pferdeknecht, und zwei Pferde, mächtige flankenstarke Tiere, schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib, die wohlgeformten Köpfe wie Kamele senkend, nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch, das sie restlos ausfüllten. Aber gleich standen sie aufrecht, hochbeinig, mit dicht ausdampfendem Körper.

Der Knecht spricht die Pferde mit »Bruder« und »Schwester« an, als ob alle drei verwandt wären, derselben Gebärmutter entstammend. Die beschriebene Bewegung gleicht bis in Details einer Geburt (»[...] schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib [...]«). Auch das »Aber gleich standen sie aufrecht [...]« paßt in dieses Bild, da neugeborene Fohlen auf ihren dünnen Beinen (»hochbeinig«) bekanntlich sofort stehen und laufen können. Die »dicht ausdampfende[n] Körper« konnotieren die bei einer Geburt auftretende Feuchtigkeit. Bei dem »Türloch«, aus dem die Pferde kommen, handelt es sich um den Eingang in einen »Schweinestall« – auch dieses Detail kann, unter Vorzeichen der Psychoanalyse, als Hinweis auf einen »schmutzigen« Vorgang gelesen werden. Die Tatsache, daß der Pferdeknecht »auf allen Vieren« aus der Höhle gekrochen kommt, deutet auf den animalischen Charakter des Geschehens. Arzt und Dienstmädchen stehen dabei und lachen – wie bei einem freudigen



Ereignis, das Eltern zuteil wird, die das neue Leben mit seiner »Wärme« und seinem »Dampf« willkommen heißen.<sup>23</sup>

Daß die Pferde, deren »Geburt« die zitierte Szene beschreibt, hier nicht nur in einem physischen Sinne geboren werden, erhellt aufgrund ihrer Funktion. Bei den Pferden handelt es sich um *Wesen des Übergangs*. Ausgelöst von dem Zauberwort »Munter!«, katapultieren sie den Landarzt in einem Nichts an Zeit an sein Ziel, so wie wenn sie in der Lage wären, die normalen Gesetze von Raum und Zeit außer Kraft zu setzen. »Lästernd« erklärt der Landarzt, sie seien wohl von den »Götter[n]« geschickt, die »zum Übermaß« auch noch den Pferdeknecht »[ge]spende[t]« hätten, so als ob das ganze Unheil durch ein *Zuwiel an Transzendenz* hervorgerufen wäre. Tatsächlich sieht man die »unbeherrschbare[n]« Pferde »ich weiß nicht wie« von außen das Fenster aufstoßen, den Kopf hereinstecken und den Kranken betrachten, dadurch die Grenze zwischen »draußen« und »drinnen« buchstäblich überschreitend. Die Überschreitung wird begleitet von ihrem auffälligen Wiehern, das »wohl höhern Orts angeordnet« wurde, um »die Untersuchung [zu] erleichtern«; der Landarzt bezeichnet diese Einmischung despektierlich als »Lärm«.

Die Pferde scheinen wie von einem Anderswo ins Diesseits hineinzufragen. Der Landarzt kann damit nicht viel anfangen und fährt fort, seinem Geschäft zu folgen. Die Beschreibung der Wunde enthält mehrere implizite und explizite Hinweise auf den Vorgang einer Geburt: Die Wunde tut sich »in der Hüftengegend« auf; man sieht daraus »Würmer, an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt«, sich »mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinchen ans Licht« winden, der Junge ist »ganz geblendet durch das Leben in seiner Wunde«. Als Landarzt und Junge im Bett beieinander liegen, bringt der Junge die Wunde ausdrücklich in Zusammenhang mit seiner Geburt: »[...] Mit einer schönen Wunde kam ich auf die Welt; das war meine ganze Ausstattung.« *Die Wunde ist die Geburt*.<sup>24</sup> Dieser

<sup>23</sup> Die Ähnlichkeit der beschriebenen Szene mit einer Geburt ist auch anderen Interpreten aufgefallen, zum Beispiel: »[...] the two horses squeeze out of the pig-pen, their legs close to their bellies, barely able to emerge out of so narrow an aperture. One notes something foetus-like in their posture and their advent is like a twin birth.« (Salinger, *More Light on Kafka's »Landarzt«* [Anm. 7], S. 98; ähnlich Lawson, *Kafka's »Der Landarzt«* [Anm. 7], S. 266).

<sup>24</sup> Viele Interpreten des Landarztes haben dieses Motiv und diesen Zusammenhang gesehen (vgl. z. B. Kurz, *Verhängte Existenz* [Anm. 7], 1966, S. 441–443; Emrich, *Franz Kafka*

Zusammenhang wird bestätigt durch das auffällig vorangestellte »Rosa«, das die Beschreibung der Wunde einleitet: »Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hell werdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags.« Das vorangestellte, nicht sofort als Farbprädikat erkennbare »Rosa« ist ein deutlicher Hinweis auf die Rolle des Dienstmädchens: Funktion der Weiblichkeit, die, jahrelang »kaum beachtet«, doch »schön« und »willig« ihren Zweck erfüllt. Der Pferdeknecht weiß sich dessen auf seine Weise zu bedienen.

Was haben die »unirdischen« Pferde mit einer Geburt zu tun? Die transitorische Natur der Pferde bestätigt den Ereignischarakter einer Geburt: Anbruch eines neuen Lebens, eines »Ich« als absoluter Ursprung einer »Welt«. Die Pferde bezeichnen das Mirakel einer gelingenden Geburt: eines Übergangs vom »Unirdischen« zum »Irdischen«, der *wirklich stattfindet*. Der Landarzt scheint solcher Mirakel jedoch nicht zu bedürfen: über die Pferde sowie Götter und Pfarrer äußert er sich entschieden abfällig. Erst am Schluß, wie es um die eigene »Rettung« geht, besinnt er sich auf die besonderen Fähigkeiten seiner Pferde: »[...] beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines«. Wenn man über solche Pferde verfügt, kann man in der Tat das Unmögliche erhoffen: Aufbruch und Rückkehr, wo der »Sprung« zurück ins eigene Bett mühelos alle Probleme überwindet.

Aber der Sprung mißlingt. Das Zauberwort »Munter!« funktioniert nicht mehr. Die Pferde scheinen ihre transitorischen Fähigkeiten mit einem Male zu verlieren. »[W]ie alte Männer« durchläuft ein rätselhaftes Gespann seine unendliche Bahn:

Gehorsam zog sich ein Pferd vom Fenster zurück; ich warf den Ballen in den Wagen; der Pelz flog zu weit, nur mit einem Ärmel hielt er sich an einem Haken fest. Gut genug. Ich schwang mich aufs Pferd. Die Riemen lose schleifend, ein Pferd kaum mit dem andern verbunden, der Wagen irrend hinterher, der Pelz als letzter im Schnee [...] langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrümliche Gesang der Kinder.

[Anm. 7], S. 130; Timms, *Kafka's Expanded Metaphors* [Anm. 7], S. 77; Triffitt, *Kafka's »Landarzt« Collection* [Anm. 7], S. 134).

Ein nackter (!) Landarzt, auf einem der beiden »unirdischen« Pferde sitzend, zieht, von Kindergesang (-geschrei?) begleitet, eine merkwürdige Schleppe von Utensilien hinter sich her. Die Bestandteile dieser Schleppe sind nur »lose« verbunden, so wie zufällig aufgegabelt. Einige davon erscheinen auffällig personifiziert: der Pelz, der sich mit dem Ärmel an einem Haken »festhält«, der Wagen, der einsam »hinterherirrt«. Intentionalität und Kausalität sind nicht klar geschieden, so als ob der Arzt, der die Spitze des Zuges bildet, *nicht richtig abgenabelt* wäre von einem Gekröse, das eine Art Eigenleben führt. Der Zug zeigt eine auffällige Indifferenz zwischen natürlicher Verursachung und intendiertem Handeln, so als ob die Trennung dieser beiden Momente nicht oder nur teilweise möglich wäre.

Der merkwürdige Zug beschreibt das Bild einer *mißlingenden Geburt*. Eine gelingende Geburt: das wäre die Trennung, die Überschreitung, die Ankunft »auf der anderen Seite« – so wie die Pferde es manifestierten, bevor sie in die nun eingetretene Langsamkeit verfielen. In der Tat erklärt der Arzt dem Jungen in dem Zwiegespräch der beiden, das wie ein Metadiskurs, ein Resümee wirkt, daß es beide Möglichkeiten gibt:

»Junger Freund«, sage ich, »dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt.«

Viele warten vergeblich darauf, daß die »Hacke«, die sie »im Forst« hören können, ihnen näher kommt und eine Wunde schlägt, wie der Junge sie empfing: die *Wunde der Geburt*, die sie durch Abnabelung in die Wirklichkeit entläßt. Der Landarzt selbst gehört zu denen, die vergeblich darauf warten: in einem Zwischenreich umherirrend, ohne Chance, jemals nach Hause zu kommen, heim zu einer endlich stabilen Wirklichkeit.

Das Bild der »Hacke« im »Forst« vermischt die Vorstellungen von Geburt und Tod. Der Junge hatte die Wunde mit seiner Geburt identifiziert, so daß die Rede des Arztes von denen, die sich vergeblich nach der Hacke sehnen, die Vorstellung eines vorgeburtlichen Wartezustands nahelegt. Doch eine Hacke fällt Bäume, das heißt sie tötet, so wie auch der Junge an seiner Wunde schließlich stirbt. Es ist, wie wenn nicht klar entschieden werden könnte, ob der Zwischenzustand, der hier imaginiert wird, vor oder nach dem »wirklichen« Leben kommt. Das Bild

des umherirrenden Landarztes nimmt diese Zweideutigkeit auf, indem das rätselhafte Gespann einerseits an eine *nicht gelingende Geburt* erinnert, andererseits mit »alte[n] Männer[n]« verglichen wird, die sich an der *Grenze zum Tod* bewegen.

Anscheinend ist alles ganz einfach. Zu einem bestimmten Zeitpunkt wird man geboren; das ist nur natürlich, weshalb man Vertrauen haben kann in die »treuen Pferde«, die das geborene Ich sicher in die Geborgenheit eines »Hauses« und eines »Wissens« hinüberbringen werden. Das Bewußtsein erwacht und erwirbt im Laufe seines Lebens Erfahrung und »Überblick«; noch für die anvertrauten Angehörigen muß man sorgen, dann kann man in aller Ruhe sterben: »Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch ich will sterben.«

Der »Landarzt« konfrontiert dieses harmonische Bild einer Biographie mit einem spiegelverkehrten Gegenbild. Am Anfang sieht man einen Arzt, der über alles perfekten Überblick zu haben scheint – wie eine göttliche Monade, die alles Wirkliche und sogar die Zukunft überblickt. Doch dann entstehen Löcher; Höhlen tun sich auf, aus denen Unerwartetes entsteht. Die Handlungsmöglichkeiten werden zunehmend beschränkt. »Erfahrung«, statt zu wachsen und zu reifen, wird ihrer Möglichkeit nach zusehends reduziert. Der Schluß beschreibt die Extremvision eines Bewußtseins, das – wie auf einen theoretischen Minimalzustand zurückgeführt – schutzlos, ohne Kraft des Festhaltens und des Sammeln, dem Bombardement der feindlichen Materie ausgeliefert scheint. »Realität« gerät zu einem Ineffabile, da es *gleichzeitig zu früh und zu spät* dafür ist: unentscheidbar, ob der Landarzt noch vor seiner Geburt oder schon jenseits seines Todes durch seine Wüste irrt. Geburt und Tod gehen merkwürdig ineinander über, so wie wenn die Geschlossenheit einer Biographie, wo man in einer Zeit »zwischen« Geburt und Tod »Welt« gewinnt und dem Realen kraft seines Wissens sinnvoll »begegnen« kann, gesprengt wäre zugunsten einer Zeit jenseits der Zeit, in der keine normalen Gesetze mehr gelten, sondern man nur noch »nackt« und hilflos, »dem Froste dieses unglücklichsten Zeitalters ausgesetzt« in einem Zwischenreich zwischen Irdischem und Unirdischem umhergetrieben wird.<sup>25</sup>

<sup>25</sup> Kafka hat in seinem Tagebuch einmal von einem »Zögern vor der Geburt« gesprochen. Er erläutert diesen Gedanken dort mit Hinweis auf die Idee der Seelenwanderung und erklärt, selber nicht einmal »auf der untersten Stufe« angelangt zu sein: »Das Zögern vor

Welches sind die Kategorien einer Biographie? Es gibt ein »Ich«, von dem erzählt wird. Es gibt Realität, »in der« das erzählte Ich lebt. Schließlich gibt es eine Zeitspanne mit »Anfang« und »Ende«: Grenzpunkte von Geburt und Tod, »zwischen« denen das erzählte Leben sich abspielt. Der »Landarzt« dekonstruiert diese Voraussetzungen. Am Ende bleibt ein Ich, passives Bündel hilflosen Ausgesetztseins, dem alle Attribute eines »erfüllten Lebens« fehlen: nicht geboren werden können, nicht sterben können, nicht handeln können, über kein Wissen verfügen, sondern einem grenzenlosen »Betrug« anheimgegeben zu sein: »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.«

Einigen Interpreten des »Landarztes« ist aufgefallen, daß die Rede vom »Fehlläuten der Nachtglocke«, nicht wörtlich zu nehmen ist: Die Nachtglocke hat nicht »fehlerhaft« geläutet, da der Patient wirklich Hilfe brauchte.<sup>26</sup> Die Stelle muß also anders gelesen werden. Das Läuten der Nachtglocke ist nicht fehlerhaft, insofern es sich um Fehlalarm gehandelt hätte, sondern insofern die Vorstellung eines einfachen Anfangs, der die Ereigniskette hätte auslösen können, fehlerhaft ist. Das »Fehlläuten der Nachtglocke« steht für ein fundamentaleres Fehlen. »Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt«: einmal den Sprung in die »Unheimlichkeit« des Daseins und das darin aufklaffende »Nichts« genommen (Heidegger), gibt es kein Zurück in die Vertrautheit eines Hauses, eines Wissens und einer geschlossenen Zeit. Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt, kommt man nie an den Ausgangspunkt zurück: Das Ich ist außerstande, sich selbst vollkommen transparent zu werden;

der Geburt. Gibt es eine Seelenwanderung, dann bin ich noch nicht auf der untersten Stufe. Mein Leben ist das Zögern vor der Geburt.« (KKA. Tagebücher, hg. von Hans Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 1990, S. 888, 24. Januar 1922). Die Erläuterung macht deutlich, daß es nicht um eine Affirmation der Idee der Seelenwanderung geht. Es geht um ein »Ich«, das vom Zugang zur Wirklichkeit ausgeschlossen bleibt – wie ausgesperrt durch eine unüberwindliche Alterität.

Der zitierte Tagebucheintrag steht ohne erkennbaren Bezug zu der Erzählung »Ein Landarzt«. Aber wenige Tage später notiert Kafka: »[...] es kann erfahrungsgemäß aus Nichts etwas kommen, aus dem verfallenen Schweinestall der Kutscher mit den Pferden kriechen.« (ebd., S. 892, 27. Januar 1922) Denkbar, daß Kafka sein eigenes »Zögern vor der Geburt« im Kontrast zu solcher Entstehung aus dem Nichts gesehen hat.

<sup>26</sup> Vgl. z. B. Salinger, *More Light on Kafka's »Landarzt«* (Anm. 7), S. 104; Beicken, *Franz Kafka* (Anm. 7), S. 301; Kremer, *Ein Landarzt* (Anm. 7), S. 208.

jede Geburt eines Ich, das aus dem Nichts zu kommen scheint, impliziert solchen »Betrug«, ein Nicht-Wissen von der eigenen Herkunft, das nicht behoben werden kann, so klar die Voraussetzungen im Einzelfall erscheinen mögen. Es gibt keinen absoluten Anfang, die Zeit ist von Anfang an kompliziert.<sup>27</sup>

Das Ich wohnt in einem *Loch der Zeit*, Brutstätte einer Transzendenz, ohne die »Realität« nicht einmal den Anschein erwecken könnte, sie wäre jene plane, lückenlose Fläche, über die man grenzenlosen »Überblick« haben kann. Das Ich wäre das Organ solcher Transzendenz, allerdings außerstande, aus eigener Kraft den Übergang zu schaffen. Dazu bedarf es »unirdische[r]«, von »Götter[n]« geschickter Pferde, die jedoch manchmal versagen, so daß die Geburt möglicherweise gar nicht zustande kommt. Es gibt zwei Möglichkeiten:

Die Ereigniskette »Geburt der Pferde«; »Reise zum Patienten« als »Überwindung von Raum und Zeit«; »erste Diagnose des Patienten« als »gesund«; »zweite Diagnose des Patienten« als »verwundet von Geburt an«; »Aufklärung des Patienten« mit der Versicherung, seine Wunde sei »so übel nicht«; »Tod des Patienten« als Schlußpunkt eines Lebens, das die erteilte Lehre »mit hinüber nimmt« – diese Ereigniskette umreißt die klassische Auffassung einer Biographie: Das Leben hat einen Anfang und ein Ende; um wirklich zu werden, bedarf es transzendenter Kräfte, die die Übergänge von Geburt und Tod »treu« begleiten; da Leben ohne die Wunde der Geburt nicht möglich ist, ist diese Wunde alles in allem »so übel nicht«. Der Landarzt bekräftigt diese von ihm erteilte Lehre mit seinem amtsärztlichen »Ehrenwort«, so, als ob trotz aller Unzuträglichkeiten, die das Ich erdulden muß, eine Allgemeinheit und eine Gewißheit möglich wären.

Der Landarzt selber jedoch bleibt davon ausgeschlossen. Die »treuen Pferde« versagen. Er bleibt gefangen in einer Zwischenwelt, in ganzer Blöße ausgesetzt dem Chaos andrängender Dinge, ohne Hoffnung auf Hilfe, des Dienstmädchens und aller sonstigen Mittel »beraubt«, die man zur Sicherung einer »blühende[n] Praxis« »vorrätig« zu halten sucht. Der

<sup>27</sup> Emmanuel Lévinas sagt dazu: »Die Geburt eines getrennten Seienden, das aus dem Nichts kommen muß, der absolute Anfang, ist ein historisch absurdes Ereignis.« (Emmanuel Lévinas, *Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität*, Freiburg/München 1987, S. 71).

Landarzt verliert den Schutz jeglicher Gewißheit und Allgemeinheit. Realität wäre keine vertraute Welt, Inbegriff einer menschenfreundlichen Natur, in der man ein »erfülltes Leben« führen kann – Phantasma einer Harmonie, die Heidegger als falsche Allgemeinheit des »Man« denunziert: gewöhnlicher Schwachsinn eines konfektionierten Lebens –, sondern deren genaues Gegenteil: Natur als *Wüste der Abstraktion*, wo Raum aus einer Fläche besteht, die nichts enthält, und Zeit die Gleichförmigkeit einer Serie bildet, die endlos ist.

Merkmal dieses Verlusts ist die Einsamkeit, die Heidegger als Folge der »Vereinzelung« beschreibt. Der Landarzt ist abgeschnitten von jeder substantiellen Kommunikation (»Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer.«). Bezeichnenderweise lautet der Titel der Erzählung nicht »Der Landarzt«, sondern »Ein Landarzt«: Der Landarzt ist unüberholbar »eins«, einzig – *allein* in der Abgründigkeit seines Weltverlusts. *Diese* Situation kann nicht verallgemeinert werden: »[...] ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn *er kann mich nicht ersetzen* [...]«.

Menschen gehen gern mit einem etwas aufgeblähten Ich durch die Welt. Diese psychologische Feststellung wäre belanglos, läge ihr nicht ein tieferes Problem zugrunde. Psychologie orientiert sich vorzugsweise an einem Normalzustand, der ein »gesundes«, »realitätstaugliches«, *allgemeines Ich* entwirft, von dem sich dann mehr oder weniger therapiebedürftige Abweichungen verzeichnen lassen. Aber in gewissem Sinne bildet jedes Ich schon eine solche Abweichung. So bleibt das Ich immer ein wenig »aufgebläht«: unrettbar inadquät im Verhältnis zu sich selbst und seiner »Welt«, die es von einem Logenplatz aus zu betrachten meint. Nur ein Gott kann ebenbürtiger Adressat der Klagen sein, die das Ich in der Einsamkeit seines Logenplatzes über die Rücksichtslosigkeit der Welt gerne führt.<sup>28</sup>

Kafkas Texte haben wenig zu tun mit »Realismus«. Es geht darin nicht um diese oder jene Realität, sondern um ein extremes Überzeichnen derjenigen Kategorien, die ein scheinbar harmloses »Haben von Rea-

<sup>28</sup> Emmanuel Lévinas spricht von einem »Keim des Wahnsinns«, der »in die Universalität des Ich [ge]streut« sei (vgl. Emmanuel Lévinas, *Jenseits des Seins oder anders als Sein* geschieht, Freiburg/München 1992, S. 206).

lität« konstitutiv impliziert. Darin liegt das »Beklemmende« bei Kafka: es werden Dinge aufgerührt, die man nicht gern zur Kenntnis nimmt. Die Mehrzahl der Kafka-Interpreten arbeitet jedoch mit traumwandlerischer Einfalt daran, sich immer aufs neue von den »treuen Pferden« der hermeneutischen Erkenntnis heimfahren zu lassen und jenes Beunruhigende durch biographische, historische, psychologische, »geistige« etc. Referenzen einzufrieden.